726.5
B96h

Busley, Joseph

St. Castor – Koblenz

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Der Hettische Gründungsbau von St. Castor-Koblenz

(836)

Eine Studie zur karolingischen Baugeschichte

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
bei der hohen philosophischen Fakultät
der Friedrich-Wilhelm-Universität Bonn

Vorgelegt von

J. Busley

aus Burglahr (Kreis Altenkirchen)

DRUCK VON L. SCHWANN IN DÜSSELDORF

Referent:
Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. P. Clemen.

Tag der mündlichen Prüfung: 25. Februar 1921.

726.5
B96h

15 May 31 MD

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung 5

I. Die bisherige Literatur über St. Castor 8

II. Baubeschreibung:
A. Westwerk (außen) 13
B. Westwerk (innen) 17
C. Langhaus 21
D. Vierung und Querhausflügel 26
E. Die sechsten Turmgeschosse 28
F. Chor und Sakristeien 28

III. Der Hettische Gründungsbau von 836:
A. Der alte Ostchor 32
B. Der Aufbau des alten Ostchores und des Querhauses 37
C. Die Ausgrabungen im Langhaus 43
D. Das Westwerk 49

IV. Zusammenstellung der Untersuchungsergebnisse und ihr Verhältnis zu den Quellennachrichten über den Hettischen Gründungsbau 56

V. Schluß 61

P 62101

8 Apr 30 Exch. University of Penn.

Einleitung.

Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Anregung einer mehrtägigen Studienfahrt, die das Bonner Kunsthistorische Seminar im Jahre 1913 im Koblenzer Bezirk unternahm. Die damalige Besichtigung von St. Castor, die mit einer gründlichen Untersuchung der Kirche verbunden war, brachte für den Verfasser die Überzeugung, daß es sich verlohnen werde, die Baugeschichte dieser Kirche einer wissenschaftlichen Bearbeitung zu unterziehen. Vor allen Dingen nahm er damals die Erkenntnis mit, daß die Physiognomie dieses Baues ganz entscheidende Züge verschiedenartiger mittelalterlicher Bauepochen trage, und daß namentlich die raumkünstlerische Haltung des Innern sehr stark von der üblichen Raumform romanischer Kirchen in der ganzen Rheingegend abweiche. Hier lagen also eine Reihe wichtigster Probleme vor, deren Lösung für die rheinische Baugeschichte des Mittelalters ein bedeutsames Kapitel bringen konnte.

Die St.-Castor-Kirche in Koblenz, dicht neben dem Zusammenfluß von Rhein und Mosel und außerhalb der vormaligen Stadtgrenze und der Ummauerung des frühmittelalterlichen Koblenz gelegen, reicht mit ihrer Entstehungsgeschichte bis in die karolingische Epoche hinein. Ihr Gründer und Stifter, Erzbischof Hetti von Trier, errichtete sie in Verbindung mit einem bedeutenden Kollegiatstift dem im unteren Moselbezirk besonders verehrten hl. Castor, dessen Gebeine bis dahin in Carden geruht hatten, und die im Jahre 836 zur Einweihungsfeier nach Koblenz transferiert wurden.

Die Errichtung dieser Kollegiatstiftskirche am Rhein im Zeitalter Ludwigs des Frommen hat zweifellos eine territorialpolitische Bedeutung: Das Trierer Erzbistum, dessen politischer Schwerpunkt mehr westlich orientiert war und an Maas und Mosel drei Unterbistümer umfaßte, konnte durch diese Gründung in Verbindung mit dem Kastell und der königlichen Pfalz in Koblenz eine bedeutsame Vormachtstellung schaffen gegenüber den großen rheinischen Nachbarerzbistümern Köln und Mainz. Die Übertragung der Gebeine des hl. Castor an diese Stätte war geeignet, das kirchliche Ansehen dieser Gründung außerordentlich zu heben. Der hl. Castor wurde damit zum Schutzpatron des östlichen Sprengels der Trierer Erzdiözese erhoben.

Wie weiter unten gezeigt werden wird, erfreute sich die Kirche von St. Castor des besonderen Wohlwollens Kaiser Ludwigs des Frommen: Er nimmt persönlich und mit seinem kaiserlichen Hofstaate an der Feier der Einweihung teil und es ist überliefert, daß er die Kirche mit reichen Geschenken ausgezeichnet hat.

Diese enge historische Zusammengehörigkeit der Castorkirche mit dem Erzstift Trier bedingt ohne Zweifel die künstlerische Sondererscheinung dieses Bauwerkes gegenüber der übrigen frühmittelalterlichen Architektur am Rhein. Es wird einer späteren Forschung

vorbehalten bleiben, zwischen St. Castor und der Trierer frühmittelalterlichen Architektur künstlerische Zusammenhänge festzustellen.

Demgegenüber erscheint es sehr wichtig zu beobachten, wie mit dem Zeitalter der staufischen Epoche das Vordringen des niederrheinisch-kölnischen Formwillens auch an St. Castor deutliche Spuren hinterlassen hat. Man kann schon an dieser Stelle vorwegnehmen, daß die Bauvorgänge dieser späteren Epoche an St. Castor wesentlich von dem Formenkanon der Trierer Metropole abweichen, wie er am Dom, an St. Simeon und an der Matthiaskirche seine besondere Prägung gefunden hat.

Von erheblicher Bedeutung wird die Aufhellung des baugeschichtlichen Werdeganges der St.-Castor-Kirche für die kunstgeschichtliche Erforschung der übrigen frühmittelalterlichen Kirchenbauten von Koblenz und Umgebung sein. Aber es gehört nicht in den Aufgabenkreis dieser Arbeit, den Umfang dieser architektonischen Auswirkung der Castorkirche klarzulegen und im einzelnen zu zeigen, welche Kirchen künstlerisch mit St. Castor im Zusammenhang stehen. Immerhin bedarf es einer weiteren Untersuchung, diese landschaftliche Sonderstellung der Castorkirche und den Umfang ihres Einflusses im benachbarten Rhein-, Mosel- und Lahngebiet festzustellen.

Bemessen an der allgemein kirchlichen und kunsthistorischen Bedeutung von St. Castor ist es erstaunlich, daß dieser Bau in der bisherigen kunstgeschichtlichen Forschung verhältnismäßig wenig Beachtung gefunden hat. Er hat zwar seine Literatur und eine Reihe besonderer Abhandlungen, aber das vorliegende Material entspricht in keiner Weise seiner Bedeutung und Vorrangstellung.

Dem Architekturhistoriker stellen sich bei der Untersuchung von St. Castor ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten in den Weg. Das Quellenmaterial ist sehr dürftig und unvollständig, so daß von hier aus für die Klarstellung der Baugeschichte wenige und unzuverlässige Anhaltspunkte gegeben sind. Wirklichen Aufschluß kann daher nur der heutige Bau im Gesamtkörper und in den Details bringen.

Somit war für die vorliegende Arbeit der Weg gewiesen. Es muß aber schon an dieser Stelle vorweggesagt werden, daß die Durchführung der Untersuchung und Erforschung fast bis zur Unmöglichkeit erschwert war. Um in die Einzelepochen der Baugeschichte Einblick zu erhalten, und um vor allem dem Hettischen Gründungsbau näherzukommen, war daher der Verfasser gezwungen, Ausgrabungen im Innern und Äußern der Kirche vorzunehmen. Es liegt ihm fern, die Ergebnisse als umfassend und abschließend zu bezeichnen. Immerhin glaubt er damit einige entscheidende und besonders wichtige Resultate vorlegen zu können.

Die Untersuchungsarbeit am Mauerkern der Kirche war infolge der zahlreichen Restaurierungen und besonders der Nivellierungsarbeiten am Äußern, die im Laufe des 19. Jahrhunderts vorgenommen wurden, außerordentlich schwierig; es ist fast unmöglich, hierbei noch die verschiedenen Bauabschnitte herauszulesen. Es ist tief zu beklagen, daß von diesen Restaurierungsarbeiten sämt-

liche Berichte fehlen, nicht einmal die Pläne und Zeichnungen dieser Bauvorgänge sind im Pfarrarchiv erhalten. Wie sich noch heute durch Zeugen feststellen läßt, traten bei verschiedenen dieser baulichen Unternehmungen merkwürdige Befunde zutage. Glücklicherweise gelang es dem Verfasser, von dieser Seite her manche wichtige Aussagen und Berichte einzuholen, die recht bedeutsame Anhaltspunkte für die Arbeit boten.

Wie der Verfasser bereits oben hervorhob, ist er sich bewußt, daß die Ergebnisse seiner Untersuchungen nicht eine endgültige und abschließende Monographie der St.-Castor-Kirche bringen werden. Die Fülle der aufgetretenen Schwierigkeiten ließen es angebracht erscheinen, nur ein Teilkapitel aus der Geschichte von St. Castor zu behandeln und sich im besonderen auf den Hettischen Gründungsbau von 836 zu beschränken.

Daher wird diese Arbeit nur das Fundament für eine spätere und umfassendere Darstellung bringen, deren Bearbeitung allerdings von vornherein vorgeschwebt hatte.

I. Die bisherige Literatur über St. Castor.

Das Verdienst, sich als erster mit der historischen Würdigung und architektonischen Untersuchung von St. Castor befaßt zu haben, gebührt dem Architekten J. Cl. von Laussaulx[1, 2]. Dieser um die Erhaltung und Erforschung unserer mittelalterlichen rheinischen Architekturdenkmäler hochverdiente Architekt und Gelehrte stand in einem besonders engen Verhältnis zur Castorkirche, da er mit der Leitung der Restaurationsarbeiten an derselben im Jahre 1830 und 1848 beauftragt war. Es ist tief zu bedauern, daß er während der zweiten Restaurierung durch den Tod weggerissen wurde, denn bei seiner Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit ist als sicher anzunehmen, daß er mancherlei Funde und Feststellungen, die die damaligen umfassenden Instandsetzungsarbeiten im weitesten Maße bieten mußten, zur Grundlage eines neuen Urteiles über die Baugeschichte von St. Castor benutzt hätte.

Die uns erhaltenen Darlegungen von Lassaulx beschränken sich in der Hauptsache auf Annahmen und Vermutungen über das Entstehungsalter einzelner Bauteile. Als die älteste Baugruppe der heutigen Anlage erscheinen ihm die unteren Geschosse der Westtürme mit ihren eigenartigen Pilasterkapitellen sowie der innere Aufbau des Ostchores. Für den letzteren nimmt er eine später erfolgte äußere Mauerummantelung an, und zwar glaubt er dies aus der ungewöhnlichen Dicke der Vormauer und weiterhin aus der Divergenz in der Behandlung des inneren und äußeren Aufbaues herleiten zu können. Für ihn ist hierbei maßgebend, daß das Äußere einen Überreichtum in der Maueraufteilung und im Ornamentalen zeige, während das Innere völlig schmucklos behandelt sei[3]. Hiervon ausgehend denkt sich Lassaulx den Entstehungsprozeß von St. Castor so, daß in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein umfassender Neubau der Kirche erfolgt sei, wobei jene älteren Teile, also die unteren Geschosse der Westtürme und die innere Apsismauer, beibehalten wurden. Eine zeitliche Eingruppierung dieser früheren Bauteile versucht er in der Weise, daß er sie mit St. Florin in Koblenz in Beziehung bringt und sie danach ins 11. Jahrhundert verlegt. Nur für die eigenartigen Pilasterkapitelle am Äußern der Westtürme möchte er als Entstehungszeit die karolingische Epoche ansetzen.

Diese Bestimmungsversuche Lassaulx' bleiben für die nächst-

---

[1] J. Cl. von Lassaulx, Architektonisch-historische Berichterstattungen und Zusätze zu der Rheinreise von Klein, 1835, S. 460.

[2] J. Cl. von Lassaulx, Bausteine der Versammlung deutscher Architekten, Koblenz 1847, S. 6, Taf. II, Nr. 47.

[3] Man muß hierzu wissen, daß zur Zeit Lassaulx' die Arkadenstellungen im Innern der Chorapsis, die mit ihren Kapitellbildungen ganz bestimmte stilistische Anhaltspunkte für ihre Entstehungszeit bringen, noch nicht aufgedeckt waren; vielmehr waren sie damals völlig zugemauert, so daß die ungewöhnliche Mauerdicke der Apsis eine derartige Vermutung einer äußeren Mauerummantelung nahelegen konnte.

folgenden Arbeiten über St. Castor richtunggebend. Zunächst übernimmt sie A. J. Richter in seinem Buch über St. Castor[1, 2].

Dem Verfasser ist zu danken, daß er in dieser Publikation alle in Frage kommenden Quellen und Urkunden gewissenhaft und mit wahrem Bieneneifer zusammengetragen hat. Er hat damit für die reine historische Bearbeitung der Castorkirche grundlegende Vorarbeit geleistet. Allerdings bringt das Buch für die eigentliche kunstgeschichtliche Forschung, die der Verfasser wohl auch nicht angestrebt hatte, wenig Neues.

Auch Kugler begnügt sich in seinen Berichten über St. Castor im wesentlichen mit der Wiederholung der Ansichten Lassaulx'[3, 4].

Als besonders beweiskräftig für eine frühere Entstehung der Choranlage will ihm erscheinen, daß diese in ihren Verhältnissen von der Gesamthaltung und Grundrißdisposition des Langhauses wesentlich abweiche. Dagegen lehnt er im Gegensatz zu Lassaulx eine gleichzeitige Entstehung für das Chorhaus und das Westwerk ab, da zwischen ihnen keine architektonischen Beziehungen bestünden, und da namentlich das Westwerk nicht unerheblich, sowohl in der Breitenausdehnung wie namentlich auch in der Achsenrichtung, vom Ostchor abweiche. Für das letztere möchte er daher als Erbauungszeit das 11. Jahrhundert annehmen, während er die Entstehung der Untergeschosse der Westtürme mit Rücksicht auf ihre eigentümlich primitiven Pilasterkapitelle einer noch früheren, der karolingischen Epoche zuweist.

Eine ausführlichere kunstgeschichtliche Behandlung bringt dann Franz Bock in seinem „Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters"[5]. Auch Bock fußt in der Hauptsache wiederum auf den Ansichten Lassaulx'. Immerhin lohnt es sich, die Hauptsätze seiner Ausführungen hier anzuführen. Er unterscheidet für den mittelalterlich baulichen Werdegang von St. Castor drei Hauptperioden:

a) Anlage der zwei ersten Geschosse in den beiden Türmen nach Westen mit den eingemauerten karolingischen Skulpturen aus dem 11. Jahrhundert.

b) Umgestaltung und Ummauerung der älteren Chorapsis nebst der Anlage der kleinen Chortürmchen im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts.

---

[1] Dr. A. J. Richter, St. Castor zu Koblenz als Münster, Stift und Pfarrkirche, Koblenz 1868.

[2] Bereits 1850 war vom gleichen Verfasser eine Festbroschüre erschienen unter dem Titel: Die St.-Castor-Kirche zu Koblenz, deren Geschichte, Architektur, Kunstwerke und Denkmale, Koblenz 1850.

[3] Franz Kugler, Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte, 2. Teil, Stuttgart 1854.

[4] Franz Kugler, Handbuch zur Kunstgeschichte, 5. Auflage 1872. (Bearbeitet von Wilhelm Lübcke, 1. Band, S. 412 ff.)

[5] Kanonikus Dr. Franz Bock, Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters, 2. Serie, S. 1 ff.

c) Erneuerung und Ausbau des Langhauses und der Querschiffflügel gegen Ende des 12. Jahrhunderts und zu Beginn des 13. unter Erzbischof Johann VIII.

Die an sich sehr sorgfältige Beschreibung und die eingehende Untersuchung der Castorkirche von Paul Lehfeldt[1] bringen auch keine besonderen neuen Resultate. Nach ihm ist der Hettische Gründungsbau von 836, abgesehen von den Untergeschossen des Westwerkes, zugrunde gegangen. Neu ist bei ihm die Vermutung, daß das Langhaus in seiner vormaligen Gestaltung mit Rücksicht auf seine Stellung und sein Verhältnis zum Westbau ursprünglich eine einschiffige Anlage gewesen sei. Vor allem will ihm erscheinen, daß hierfür die im Innern der Kirche zutage tretenden Kranzgesimse im ersten Turmgeschoß beweisführend seien.

Während die angeführten Arbeiten und Beschreibungen über St. Castor lediglich die stilistische Divergenz in der Behandlung und Gestaltung der einzelnen Bauglieder hervorheben und von ihnen aus versuchen, die Entstehungsepochen der einzelnen Bauteile herauszulesen, ziehen Dehio und von Bezold[2] in ihrem Werke über „Die kirchliche Baukunst des Abendlandes" den Bauorganismus in seiner Gesamtheit in den Vordergrund ihrer Betrachtung; er ist der Ausgangspunkt ihrer stilkritischen Untersuchungen. Vor allem heben sie hervor, daß der heutige Bau von St. Castor wesentliche und entscheidende Residuen der ursprünglichen karolingischen Anlage in sich enthalte, und daß namentlich die innere Raumform auf diesen Gründungsbau zurückzuführen sei.

„Uns ist höchst auffällig," schreiben sie, „daß zwar das Chor und die Pfeilerstellung des Langhauses dem im entwickelten romanischen Stil üblichen quadratischen Schematismus folgen, dagegen der Teil, wo es am meisten geboten ist, d. i. das Querhaus, nicht. Eine solche Anomalie hätten die Baumeister des saeculum XII bei einem totalen Neubau sich nicht zuschulden kommen lassen. Ebenso besitzt das Mittelschiff eine für saeculum XII ungewöhnliche Breite. Wir glauben, daß man zunächst nur an eine Erweiterung des Chores gedacht hat, und daß deshalb bei der nachfolgenden Restauration des Quer- und Langhauses die alten Umfassungsmauern, jedoch nicht auch die Pfeiler, in ihren Grundlinien festgehalten wurden ..."

Fortfahrend glauben sie genaueste Übereinstimmung der Grundrißdisposition von St. Castor mit der Einhards-Basilika in Michelstadt feststellen zu können. Sie vermuten sogar, Erzbischof Hetti habe sich von seinem baukundigen Freund Einhard den Plan zu seinem Neubau entwerfen lassen. In diesem Sinne legen sie besonderen Wert auf das Auftreten der Flachnischen in den Seiten-

[1] Dr. Paul Lehfeld, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Rheinprovinz: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Bezirkes Koblenz, Düsseldorf 1886, S. 142.

[2] G. Dehio und G. von Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes, Stuttgart 1884, 1. Band, S. 165.

schiffen. „Vielleicht ist auch dieses Motiv dem karolingischen Bau nachgebildet."

Wenn man auch nicht in allen Punkten Dehio und von Bezold folgen kann, so ist doch festzuhalten, daß sie in den Hauptzügen ohne Zweifel das Richtige getroffen haben. Wichtig und entscheidend ist vor allem ihre methodische Einstellung, den Bau von 836 in den Ausgangspunkt zur Erklärung der heutigen Anlage zu stellen. Die zutage tretenden stilistischen Auseinanderweichungen im Gesamtkörper der Bauanlage und in der einzelnen Formbehandlung können auf diese Weise am ehesten erfaßt und für eine abschließende Untersuchung verwertet werden.

Der Verfasser erachtet es als seine Pflicht, an dieser Stelle hervorzuheben, daß die Hinweise von Dehio und von Bezold für die Durchführung seiner Arbeit richtunggebend gewesen sind.

Gegenüber diesen Ausführungen in der kirchlichen Baukunst des Abendlandes über die Castorkirche ist im Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler von G. Dehio[1] die Deutung ihrer Baugeschichte wesentlich zurückhaltender und problematischer.

Vor allem bleibt der Gründungsbau von 836 fast völlig unbeachtet. Zur Erklärung der ungewöhnlichen Grundrißdisposition wird der Neubau des 11. Jahrhunderts herangezogen, der infolge eines Brandes vorgenommen worden sei.

Für die noch folgende Literatur über St. Castor sind die Ausführungen in der kirchlichen Baukunst maßgebend geblieben. Wohl werden eingehende Analysen für besondere Feststellungen gebracht, aber für den Gesamtaspekt der Baugeschichte wird kein wesentlich neues Ergebnis erzielt. Hierher gehören die Veröffentlichungen von Hermann Eicken[2] über St. Maria im Kapitol zu Köln, die den Bau von St. Castor als eine wichtige architektonische Erscheinung der karolingischen Epoche bezeichnen, und besonders die Arbeit von Georg Humann[3] über St. Castor, in der er die Pilasterkapitelle am Westwerk einer eingehenden Untersuchung unterzieht und zu dem Ergebnis gelangt, daß sie dem karolingischen Bau von 836 angehört haben.

Ernst von Sommerfeld[4] behandelt in seiner Arbeit über den Westbau der Palastkapelle Karls des Großen zu Aachen und seine Einwirkungen auf den romanischen Turmbau auch das Westwerk von St. Castor. Er kommt hierbei zu dem Ergebnis, daß dasselbe im

[1] Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 4. Band: Südwestdeutschland, 1. Auflage, 1911.

Die nach Abfassung dieser Arbeit erschienene 2. Auflage übernimmt im ganzen den Text der ersten Abhandlung über St. Castor (2. Auflage, Berlin 1926).

[2] Hermann Eicken, Studien zur Baugeschichte von Maria im Kapitol, Zeitschrift für Geschichte und Architektur, 1915, Beiheft 12, S. 23.

[3] Georg Humann, Zur Geschichte der karolingischen Baukunst, II. Band, S. 329 (Studien zur Geschichte der deutschen Kunstgeschichte, Straßburg 1911).

[4] Ernst von Sommerfeld, Der Westbau der Palastkapelle Karls des Großen zu Aachen und seine Einwirkung auf den romanischen Turmbau in Deutschland (Abschnitt III: Die Einwirkung des Aachener Westbaues auf die Turmbildung in Deutschland. Repertorium für Kunstgeschichte XXIX, S. 310).

11. Jahrhundert entstanden sei, während der Bau von 836 noch kein Westwerk besessen habe.

Wir können es uns ersparen, auf weitere Behandlungen der Geschichte von St. Castor, wie die von Lotz[1], Günther[2] sowie die in den kunstgeschichtlichen Handbüchern, des näheren einzugehen.

Dagegen verdienen im Rahmen dieser Ausführungen eine besondere Hervorhebung die Arbeiten von Dr. Fritz Michel[3, 4, 5], die neben einer sehr gründlichen Bearbeitung des Quellenmaterials in einer außerordentlich exakten und vorsichtigen Weise eine Einzelanalyse fast jeden Steines der Westwerkanlage bringen[6].

---

[1] Dr. Wilh. Lotz, Kunsttopographie Deutschlands, I. Band: Norddeutschland, Kassel 1862, S. 143.

[2] Wilh. Arnold Günther, Topographische Geschichte der Stadt Koblenz, 1813.

[3] Dr. Fritz Michel, Welches war die älteste Koblenzer Pfarrkirche? (Zeitschrift für Heimatkunde von Koblenz und Umgebung, 1920, Heft I).

[4] Dr. Fritz Michel, Beiträge zur Baugeschichte von Kirche und Stift St. Castor in Koblenz (Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier, 1921, Heft 15/16).

[5] Dr. Fritz Michel, Der Westbau von St. Castor in Koblenz (Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier, 1922, Heft 26, 27, 28).

[6] Zum Beginn der vorliegenden Arbeit war dem Verfasser noch nicht bekannt, daß Dr. Michel (Koblenz) unabhängig von ihm und bereits seit mehreren Jahren sich eingehendst mit der geschichtlichen Klarstellung der Castorkirche befaßt hatte, und daß vor allem seinerseits bereits Veröffentlichungen vorbereitet wurden. Späterhin haben wiederholte gemeinsame Besichtigungen und bauliche Untersuchungen mit Dr. Michel stattgefunden, die wesentlich zur Sichtung und Prüfung des gesamten Materials beigetragen haben. Der Verfasser ist gezwungen, von verschiedenen Ausführungen Dr. Michels über das Westwerk und das Chorhaus in der Datierung abzuweichen. Um seine Beweisführungen hierfür klarer zu gestalten, wird er die Beschreibung und stilistische Einordnung mancher Einzelheiten ausführlicher vornehmen.

II. Baubeschreibung.

A. Westwerk (außen).

Das heutige Westwerk hat zwei sechsgeschossige Türme mit Faltdachgiebeln; an den Außenseiten der Türme befinden sich 2½geschossige Treppenspindeln, deren Rundhälfte als Halbzylinder von außen sichtbar ist. Der in den Formen des spätromanischen Stils gehaltene sehr schmale Zwischenbau zwischen den Türmen, durch dessen Portal man die Kirche betritt, scheidet als modern für die Betrachtung aus; ebenso zunächst das sechste spätromanische Glockengeschoß der Türme, ferner die Abschlußwand des Langhauses, die als Giebel über den Zwischenbau an der Ostseite der Türme zurückliegend sichtbar wird.

Es bleiben für unsere erste Betrachtung die fünf Geschosse der Türme und die dazugehörigen Treppentürmchen.

Das unterste vierte Fenstergeschoß ist heute vermauert. Das fünfte Fenstergeschoß, durch ein Kranzgesimse mit zopfartig geflochtenem Seilornament vom vierten getrennt, schließt mit seinen Lisenen unter dem Gesimse ohne Lisenenkämpfer jäh ab. Ferner sitzt das fünfte Fenstergeschoß des Nordturmes nicht genau auf dem vierten Geschoß auf. Die Ecklisenen des vierten laden zu weit aus, weil das fünfte Geschoß ein kleineres Grundrißquadrat hat, einschließlich des Kranzgesimses. Ferner bricht die oberste Lisene im Fenstergeschoß der beiden Treppentürmchen als Stumpf unvermittelt ab. Ihr oberes Ende ist einfach an die Mauer abgeschrägt. Endlich passen die Lisenenkapitelle des zweiten Turmgeschosses nicht auf ihre Lisenen.

Diese an und für sich belanglosen Unregelmäßigkeiten gestatten ziemlich weitgehende Folgerungen für die Aufeinanderfolge der einzelnen Bauabschnitte.

Zunächst die Kapitelle: Ich spreche die Abweichungen durch, an der Südostecke des Südturmes beginnend, vom Treppentürmchen nach der Westseite des Südturms, dann des Nordturms gehend, bis zur Nordostecke des Nordturms: I ist zu schmal im Verhältnis zu der darunter sitzenden Lisene; II zu breit; III zu schmal; IV zu breit; V zu schmal, mit der Ecke nach Norden herausgerückt — offenbar, um wenigstens nach dem Zwischenbau hin die viel zu geringe Ausladung des Kapitells zu maskieren; VI zu schmal, mit der Ecke nach Süden herausgerückt, entsprechend V; VII zu breit; VIII zu schmal; IX viel zu breit; X zu schmal[1].

---

[1] Dr. F. Michel (Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier und der angrenzenden Gebiete, 1922, Heft 28, S. 107/108) hat aus diesen Unregelmäßigkeiten den Schluß gezogen, daß der Rundbogenfries neben den Kapitellen und das darüber liegende Gesimse bei einem Umbau des 11. Jahrhunderts hinzugefügt worden seien, während die Kapitelle sich in situ befänden. „Dies beweist m. E., daß zwar die Kapitelle beim Umbau des 11. Jahrhunderts an Ort und Stelle belassen, doch Sims und Rundbogenfries damals neu hinzugefügt wurden ..."

Dem ist zu entgegnen, daß die unteren Pilastersockel des dritten Turmgeschosses,

Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Kapitelle in zweiter Verwendung an dieser Stelle sitzen. Denn daß die gesamten Lisenen, die zweifellos nicht zu den darüber liegenden Kapitellen passen, einschließlich Fenstergewänden und Gesimsen, die sicher zu den Pilastern gehören, in den alten Bau neu eingesetzt seien, dürfte nach dem Verband der Eckpilaster und der Treppenspindellisenen mit dem Kernmauerwerk fast ausgeschlossen sein. Eine derartige Renovierung wäre kostspieliger als ein vollständiger Neubau gewesen. Für die Ansicht, daß die Pilasterkapitelle von einem früheren Bau herrührten und hier wieder verwandt worden seien, gibt es, meiner Meinung nach, nicht nur technisch entscheidende, sondern auch stilistische Gründe von viel stärkerem Gewicht. Für die Beurteilung der von den Kapitellen geforderten Pilasterbreite ist nicht die Fußleiste der Kapitelle maßgebend, die ja um eine Kleinigkeit die Pilasterkanten im ungünstigsten Fall überragt, sondern die untere Breite des Kapitells; dann überschreiten aber die Differenzen von Kapitell und dem heute darunter sitzenden Pilaster das zulässige Maß dessen, was man auf Rechnung der im Mittelalter gewohnten Unexaktheiten zu setzen berechtigt ist. Besonders wenn die Abweichungen regelmäßig sind. Für die großen Kapitelle sind die heutigen Pilaster zu groß, für die kleinen zu schmal. Außerdem sind diese sämtlichen Kapitelle für die Proportionen der zweiten Turmgeschosse zu niedrig[1].

Entscheidend ist aber folgendes: Die Kapitelle sind sämtlich zu flach im Verhältnis zu den darunter befindlichen Steinbändern. Die Fußleiste der Kapitelle springt nicht über die Steinstreifen vor, während die Kapitellkörper mit ihrem Unterteil, wo sie die Stirnebene des Pilasters angeben sollten, zum Teil noch hinter die Vorderfläche der heutigen Pilaster zurückspringen. Das zerstört einen großen Teil der ästhetischen Wirkung der Kapitelle. Man vergleiche damit die herumgekröpften Gesimsprofile der Pilaster in den untersten Turmgeschossen und die Pilastersockel eben dieser Pilasterkapitelle. Damit ist schon auf das Stilistische hingewiesen. Die

---

die ja auf dem Gesimse der Pilasterkapitelle aufruhen und genau zu diesem Sims passen, dem untersten Sockelgeschoß der Türme und dem zweiten entsprechen, und zwar auf das genaueste. Das besagt deutlich, daß die drei Turmgeschosse mit den Gesimsen zu gleicher Zeit erbaut sein müssen, denn das Mittelalter kopiert nie frühere Gesimsformen.

[1] Wie aus den Untersuchungen von Dr. Michel hervorgeht (Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier und der angrenzenden Gebiete, 1922, Heft 28, S. 107), besteht das kämpferartige Zwischenstück über der Deckplatte, das der Architekt aus Gründen der Proportion einschob, aus Mauerwerk, das verputzt war. „Ferner befindet sich zwischen oberer Platte und Gurtsims ein Zwischenraum von etwa 12 cm, der, wie auf der Ostseite des Südturms — an der einzigen derartigen Stelle, die der Untersuchung zugänglich ist — deutlich zu sehen ist, nachträglich mit Bruchsteinen und flachen Ziegelstücken ausgefüllt wurde. Dies beweist m. E., daß zwar die Kapitelle beim Umbau des 11. Jahrhunderts an Ort und Stelle gelassen ... wurden." Dieser Befund scheint mir nicht ganz zu diesen Folgerungen zu berechtigen — besonders, weil an anderen Stellen, die mit dem Fernglas zu beobachten sind, das kämpferartige Zwischenstück im Verband mit Rundbogenfries und Mauer zu sein scheint.

Pilasterkapitelle weichen nicht nur in ihren Maßen, sondern auch in ihrer stilistischen Haltung so stark von sämtlichen anderen Baugliedern ab, daß sie nicht für das heutige Westwerk in seiner heutigen Form bestimmt sein können.

Die Kapitelle zeigen ausschließlich umgebildete und primitivisierte spätantike Muster: Bossenakanthus, von dem einzelne Blätter in leistenartige Streifen zu W-Formen umgebildet sind, deren Winkel mit knopfartigen Rosetten besetzt sind; andere rahmen als Leisten richtige spätantike Rankenfiguren ein, deren Blätter mit Kerbschnitt ausgetieft und deren Stiele gerillte Bänder sind. Neben reinen schuppenförmigen Bossenblättern, die in zwei Reihen übereinander sitzen, die obere Reihe auf den Lücken der unteren, kommen noch Bossenakanthusblätter mit darin versenkten Kerbschnittpalmetten vor. Das Wesentliche ist die Zweiflächigkeit sämtlicher Formen. Weder laden die Kapitellblätter merkbar oben aus, noch überschreiten die Schmuckgebilde ihre Vorderebene. Außerdem nähert sich das gesamte Ornament einem Stil, der Schwarzweißwirkungen wie Zeichnung hervorruft. Besonders in den Kerbschnitten, die jede plastische Wirkung aufheben[1].

Diesem Flächenstil der Kapitelle ist nun die Formgebung aller übrigen Bauglieder, auch die der unteren Turmgeschosse, entgegengesetzt[2]. Die „attischen" Sockelgesimse sind ungemein plastisch gearbeitet, mit runden Wülsten, tiefen Kehlungen und mit einer besonderen Vorliebe für Anhäufung sehr schwerer Verkröpfungen an den Punkten, wo die Pilasterprofile mit den Sockelgesimsen der Pilaster darüber sich zu ganz klumpigen Körpern zusammenschließen. Die schmalen Fenster der Türme haben genau im Stilgefühl übereinstimmende Rundwülste an Außen- und Innenkanten, so daß sogar die Fensterrahmen plastisch aus der Mauer zu quellen scheinen. Trotz einer gewissen Leichtigkeit der Gesamtproportionen der Türme verschwinden die Pilasterkapitelle in ihrer Wirkung vollständig hinter den scharf auf Licht und Schatten gearbeiteten plastisch runden und tiefen Gesimsen.

Dies besagt, formenchronologisch gesehen, daß die unteren zwei Turmgeschosse später sein müssen als die in ihm sitzenden karolingischen Pilasterkapitelle.

Dieser Außengliederung der Türme entspricht auch die Formensprache der Kapelle innen über der Eingangshalle; darauf wird zurückzukommen sein.

---

[1] Dr. Michel hat nach Humann noch einmal an vielen Beispielen wahrscheinlich gemacht, daß dieser Stil für die karolingische Kapitellplastik charakteristisch und bezeichnend ist (Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier und der angrenzenden Gebiete, 1922, Heft 26, S. 34—36, an welcher Stelle auch ausgezeichnete Zeichnungen sämtlicher Typen reproduziert sind).

[2] Vgl. die Auftragungen der Details in den Zeichnungen von Krause, die sich im Denkmälerarchiv zu Bonn befinden. Außerdem hat Dr. Michel (in der Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier und der angrenzenden Gebiete, 1922, Heft 26, S. 34) außerordentlich instruktiv die verschiedenen Profile nebeneinander gestellt und sie ausführlich beschrieben.

Die fensterlosen dritten Turmgeschosse und die beiden oberen Glockenstöcke zeigen dieselbe Formensprache wie die Untergeschosse. Das Gesagte über Pilaster und Profile braucht nicht noch einmal wiederholt zu werden; nur sei darauf hingewiesen, daß die tiefen, zweigeteilten Fensteröffnungen mit ihrer plastischen Abtreppung der Ebenen, ihren kurzen und nach unten breiter werdenden Säulenschäften sowie ihren klotzigen Kämpfern der einzige stilistisch mögliche Abschluß des Unterbaues sind, ebenso wie das geflochtene Tauband als Kranzgesims, das sein Analogon im gedrehten Halsring des Kapitells am Mittelpfeiler der Kapelle im Zwischenbau hat. Von dieser Formensprache weicht auch die Behandlung der Pilaster, der Fensteröffnungen und Säulen an den Treppenspindeln nicht ab. Die vier unteren Geschosse der Türme sind also einheitlich. Das schließt nicht aus, daß sich der Bauvorgang längere Zeit hinzog, und daß noch manches am ursprünglichen Plan während des Bauens geändert wurde.

So waren die Treppenspindeln bestimmt höher geplant. Das beweist der oben abgeschrägte Lisenenstumpf außen, der ein sehr großes Sockelgesimse besitzt, das für den darüber liegenden heute vorhandenen Lisenenstumpf viel zu groß ist. Andererseits dürfte das vollkommen unberührte Mauerwerk über dem Dach der Spindeln außen kaum zulassen, anzunehmen, daß die Türmchen in ihrer jetzigen Stellung zum Turmmassiv sehr viel höher als heute gewesen sind. Das Obergeschoß der Treppenspindeln, deren eine Hälfte ja im Körper der Westtürme sitzt, öffnet sich in zwei Fenstern, die zweibogig mit Kämpfersäulchen in der Mitte sind, nach außen, das abschließende Kuppelgewölbchen der Treppenspindel wird durch eine Kämpfersäule in der Mitte getragen, die auf der Drehachse der Spindel aufruht. Von der Plattform der Spindeln tritt man durch eine arkadenbogige Öffnung von der ganzen Breite des Türmchendurchmessers in das dritte Geschoß der Türme. Das untere Mauerwerk dieser Eingangsbögen ist bündig mit den Turmmauern, während die Oberteile nicht einbinden[1].

Man möchte daraus schließen, daß dieser Befund nur auf eine Unterbrechung des Baues hindeutet. Diese horizontale erste Baufuge muß ungefähr in Kämpferhöhe der Fenster der Treppenspindeln durchgegangen sein. Indessen baute man bestimmt bald

[1] Hier die Meinung von Dr. Michel (Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier und der angrenzenden Gebiete, 1922, Heft 28, S. 106): „Daß ein weiteres drittes Stockwerk im karolingischen Westbau vorhanden gewesen sein mußte, geht schon aus der Notwendigkeit hervor, die Glocken unterzubringen. ... Führen schon diese Überlegungen zur Annahme eines dritten Stockwerkes, so scheint dieselbe fast gesichert durch jene Gewändereste, die zu beiden Seiten der von der Plattform der Treppentürme in die beiden Westtürme führenden Arkadenöffnungen liegen, und die deutlich darauf hinweisen, daß dieselben einst höher reichten und nachträglich — beim Bau der Westtürme — bis auf jene Reste weggebrochen wurden. Darauf deutet auch der Umstand, daß im unteren Teile dieses Stockwerkes das Mauerwerk von West- und Treppenturm bündig ist, während dies oberhalb jener Gewändereste nicht der Fall ist."

weiter, denn die Formgebung bleibt auch über dieser hypothetischen horizontalen Baufuge dieselbe. Es sei hier nur angedeutet, daß die Bauunterbrechung an dieser Stelle einfach deshalb gewesen sein konnte, weil man zunächst am Langhaus weiterbaute.

Bis zum vierten Geschoß der Türme einschließlich ist von hier ab wieder alles aus einem Guß. Die Glocken haben vermutlich zuerst in diesem vierten Fenstergeschoß gehangen, das vielleicht schon bei der Aufstockung des fünften Glockengeschosses mit den heute vorhandenen Füllmauern der Schallarkaden geschlossen wurde. Dieses vierte Turmgeschoß scheint aber auch nicht mit einem endgültigen Dach versehen worden zu sein. Die Pilaster brechen nämlich ohne Gesimse unvermittelt ab.

Nach den Proportionen allerdings und nach den Verhältnissen der Türme zu der nachher zu rekonstruierenden Kirche kann der ursprüngliche Entwurf nur viergeschossig gewesen sein. Das fünfte Glockengeschoß war also eine nachträgliche Zutat. Das Flechtbandgesimse gehört bereits dieser Erhöhung an, denn am Nordturm paßt es nicht auf den Unterbau des vierten, sondern hat bereits den kleineren quadratischen Umfang des fünften Turmgeschosses. Das fünfte Geschoß des Südturmes paßt mit seinem Flechtgesimse zwar auf den Unterbau, hat aber keine Lisenensockel. Aus diesen Unregelmäßigkeiten läßt sich von vornherein schließen, daß die fünften Glockengeschosse nicht gleichzeitig aufgesetzt wurden. Zuerst wurde das fünfte Geschoß des Nordturms erbaut. Denn der Sockel der Lisene an der Südwestecke des Nordturms ist zu breit für die Ecklisene darüber, war also ursprünglich für ein Obergeschoß bestimmt mit dem gleichen quadratischen Grundriß wie das vierte. (Wie gesagt, im fünften Geschoß des Südturms verzichtete man auf die Lisenensockel, es handelt sich also beim Nordturm um die Verwendung eines bereits früher gearbeiteten Lisenensockels.) Außerdem aber hat das oberste fünfte Glockengeschoß des Nordturms nicht nur niedrigere Schallöffnungen als das fünfte des Südturms, sondern auch die älteren Kämpfer wie in den Treppenspindeln unten, während im obersten fünften Geschoß des Südturms nicht nur regelmäßigere, gleichmäßig schlanke Säulenschäfte und zierliche Würfelkapitellchen auftreten, sondern auch die Dreieckskämpfer fehlen. An ihre Stelle waren Blockkämpfer mit attischem Profil getreten, die ihrer Form nach schon weit in das 12. Jahrhundert hineinreichen müssen.

Vom sechsten Turmgeschoß, der heutigen spätromanischen Glockenstube, soll erst nach Besprechung des spätromanischen Langhauses die Rede sein.

B. Westwerk (innen).

Es sei zunächst auf die Beschreibung der unteren Eingangshalle innen und auf die hiermit zusammenhängenden Beobachtungen, die manche Rückschlüsse auf die Gestalt des anschließenden Lang-

hauses zulassen, verzichtet und direkt zur Beschreibung der Zwischenbaukapelle übergegangen[1].

Die Kapelle liegt im Geschoß über dem Kircheneingang. Man gelangt in dieselbe durch die Turmspindeln, die einen Eingang zum zweiten Turmgeschoß haben; von diesem führten auf beiden Seiten Türen in die Kapelle. Erhalten ist noch die nischenartig vermauerte Tür in der Nordwand der Kapelle. Auf der Südseite laufen an dieser Stelle Risse im Putz.

Die Kapelle ist ein quadratischer viereckiger Raum, dessen Kreuzgewölbe von einer Mittelsäule getragen werden. Die vier Gewölbefelder sind durch sehr starke Schildbögen und Quergurte zellenartig getrennt — Steinbögen, die sich in ihren Scheiteln verdicken, so daß ihr mondsichelförmiger Aufriß entsteht. Die zwei Kreuzgewölbe einer Längsachse steigen mit ihren Scheiteln etwas gegen die Mittellängsgurten an, so daß sich die ganze überwölbte Fläche gegen die Turmwände bogig verstrebt.

Die tragende Mittelsäule des Raumes setzt sich zusammen aus einer birnenförmig geschwollenen Basis, deren Fußplatte aus einem Stück angearbeitet ist, einem verhältnismäßig schlanken Schaft und einem Würfelkapitell mit tauartigem Halsring. An dieser Säule interessiert vor allem die vollständige Umbildung der klassischen Norm, so der Reif um den untersten unverhältnismäßig hohen Wulst und die stark in die Höhe gezogene Gestalt. Das Würfelkapitell besteht aus einer kaum vorspringenden Deckplatte, unter der die regelmäßigen, aber tief herabgezogenen Schilde sitzen. Auf den kleinen Kugelzwickeln sind tropfenförmige Verdickungen.

Die Kapitellbasis wiederholt sich nun in Varianten in den Treppentürmchen, sowohl in den Säulchen der Fenster wie auch in den Treppenspindelsäulen. Außerdem, allerdings hier schon sehr stark abgewandelt, in den fünften Turmgeschossen. In den Ecken der Kapelle wurden die Kreuzgewölbegrate durch eine Ecksäule aufgefangen, während die dicken Steinbänder der Schildbögen auf mit dem Eckkapitell gleich hoch verkröpften Eckgesimsen aufruhten, die natürlich darunter Lisenen hatten. Am besten erhielt sich der alte Zustand in der Südwestecke, wo nur Säule und Lisene fehlen, während der Sockel und die Säulenbasis unten noch erhalten sind. Die Quergurte saßen an den Turmwänden auf vorspringenden Lisenengesimsen auf, die Schildbögen auf rückspringenden Seitenkonsolen. An der Nordwand der Kapelle erhielt sich die Lisene mit Gesimse und Sockel, wenn auch beschädigt und mit Mörtel überschmiert. Doch läßt sich hier mit Sicherheit beweisen, daß die Schildbögen keine Pilaster unter sich hatten.

Die gesamte Formgebung der Kapelle ist eine ganz einheitliche und, worauf es ankommt, nicht nachträglich in einem vorher anders überdeckten Raum zwischen den Türmen eingebaut. Sämtliches Steinwerk steht im Verband mit den Mauern und ist, soweit eine

[1] Über ihre Bestimmung vgl. Michel (Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier, 1922, Heft 28, S. 105).

Nachprüfung der verputzten Wände möglich war, nicht nachträglich eingebunden.

Die Gesimsprofile wie die Basen sind klotzig, scharf auf Licht und Schatten ausgehauen, mit einem ganz primitiven Gefühl für das Runde, Körperhafte im Stein, so etwa im kugligen Ausschwellen der Basenwülste und endlich mit einer sehr robusten Eigenwilligkeit in der Deformierung überlieferter Muster. Das Gesimsprofil der Eckpfeiler z. B. hat eine hochgetriebene Kehle mit ganz schmaler Deckplatte oben, während der untere Wulst nach unten zieht. Das ist genau die Umkehrung in den „Gewichtsverhältnissen" der überlieferten antiken Form. Diese Profile entsprechen nun, natürlich mit Variationen, sämtlichen Gesimsen des zweiten südlichen Turmgeschosses und denen am ganzen Westwerk, außerdem dem alten Sockelprofil an der ursprünglichen Ostwand des Langhauses. Vergleicht man ferner die Säulen und Kapitelle der Treppenspindeln beziehungsweise Dreieckskämpfer und der zwei ursprünglichen Glockenstuben vor der Aufstockung der spätromanischen, so kann kein Zweifel darüber sein, daß das ganze heutige Westwerk, im großen gesehen, einheitlich ist, mit Ausnahme der karolingischen Pilasterkapitelle an den Türmen.

Die Westwand der Kapelle ist, wie sich von innen und außen zeigt, modern. Wenn von dieser Stelle aus noch nachträglich etwas über die Außengliederung des Zwischenbaues gesagt werden kann, so muß hervorgehoben werden, daß die Kapelle, ganz ähnlich dem heutigen Zustande, zwei Fensteröffnungen gehabt haben muß, die aber bestimmt höher gesessen haben müssen. Dies folgert schon aus der Bodenhöhe der Kapelle, für die die heutigen Fenster zu niedrig sitzen. Das bestätigen auch die Fenster der zweiten Turmgeschosse, die ebenfalls höher liegen.

Für das vermutliche ursprüngliche Portal unten gibt der innere Scheitel des Gewölbes, auf dem der Fußboden der Kapelle sitzt, eine Grenze nach oben. Danach war das ursprüngliche Portal bestimmt niedriger als das heutige, da das Rundbogengewände zu tief von außen in das Gewölbe einschneidet. Ferner ist noch zu sagen, daß der Zwischenbau nicht durch ein Gesimsband in zwei Stockwerke gegliedert war, denn die Pilastergesimse verschwinden an der Stelle, wo die Türme an den Zwischenbau grenzen[1].

Im Gegensatz zur Westwand der Kapelle hat sich die Ostwand beinahe unberührt erhalten: zwei schmale, hohe Rundbogenfenster, ganz nahe den Ecken gerückt, so daß in der Mitte noch Platz für den Altar bleibt. Von den Fenstern aus an der Ostseite sah man in das Langhaus der Kirche. Die Längsgurte des Gewölbes verlaufen an dieser Stelle glatt in der Wand, da eine Konsole hier gestört hätte.

---

[1] Derselbe Fall bei St. Florin, wo allerdings das alte Portal auch nicht erhalten ist. Es ist natürlich die Frage, ob die restaurierten Simse bei St. Castor richtig wiederhergestellt sind. Vgl. die Entwürfe im Denkmälerarchiv der Rheinprovinz, die auch das klassizistische frühere Portal wiedergeben.

Die ursprüngliche Bedachung des Zwischenbaues ist ebenfalls sehr problematisch. Der Nordturm hat eine schmale, rundbogige Öffnung auf der Südseite des dritten Geschosses, die heute über dem niederen Pultdach des Zwischenbaues liegt. Vermutlich ging man von dieser Öffnung aus in das Dachgeschoß des Zwischenbaues und möglicherweise auch des anschließenden Langhauses. Oder war nicht an dieser Stelle noch eine weitere Emporenanlage, deren angrenzenden Flügeln wir in den dritten Turmgeschossen begegnen werden? Danach dürfte der Dachstuhl des Zwischenbaues — Giebeldach oder Pultdach — wesentlich höher gereicht haben als der heutige.

Der First seines Giebels dürfte in Höhe des Kranzgesimses vom dritten Geschoß geendet haben, oder, was nach rein ästhetischen Überlegungen wahrscheinlicher ist, das vermutliche Querpultdach mag sich ebenfalls in derselben Höhe an den Giebel des Langhauses gelegt haben. Die beiden Turminnenseiten sind im dritten Geschoß leider vollständig verputzt, so daß alle alten Spuren fehlen. Auf jeden Fall waren sie vollständig ungegliedert, also mindestens teilweise durch das Dach verdeckt. Die eigentlichen Turmräume im zweiten Geschoß können als Emporen gedient haben. Sie waren — der ursprüngliche Zustand ist nur im Südturm zu kontrollieren, da der Nordturm im Innern vollständig ausgemauert ist — im Gegensatz zur Kapelle immer flach gedeckt. Die Konsolen der Balkendecke haben sich noch teilweise erhalten. Ihre einfachen Bogenöffnungen in der Ostwand mit geradem Sturz gaben den Blick in das Langhaus der Kirche. Das Gesimse dieser Öffnungen gleicht den Profilen des ganzen Westwerkes, ist also auch aus derselben Zeit.

Die Vorhalle, zu der man von außen wohl immer einige Stufen herabging, bringt die meisten Rätsel. Die Profile der Pfeiler, die das dreijochige Gewölbe tragen, sind schwer zu datieren und unterscheiden sich durch eine unplastische Formgebung und äußerst komplizierte Profilhäufung scharf von den übrigen Bauformen. Trotzdem sind sie ihrer steilen Form wegen vermutlich ebenfalls in dieselbe Zeit wie die nichtkarolingischen Teile des Westwerkes zu setzen. Unerklärt ist außerdem, daß die gewölbetragenden Pfeiler nicht im Verband mit der Ostwand der Vorhalle stehen. Wenn noch ein karolingischer Kern in der Anlage steckt, muß es hier unten sein. Ich werde bei der Besprechung des Gründungsbaues darauf zurückkommen. Sicher ist nur, daß die Vorhalle dreijochig war und sich an der Ostseite mit einem großen Bogen in der Mitte, in den seitlichen Jochen in zwei kleineren Bögen, nach der Kirche zu öffnete.

Der Grundriß der Vorhalle ist insofern merkwürdig, als die Westseiten der Türme schmäler sind als ihre Nord- und Südseiten. Vielleicht gibt die Tatsache, daß auf der Nord- und Südseite der Türme die ziemlich breiten Treppentürme sitzen, hierzu eine ästhetische Erklärung. Jedenfalls darf aus der nichtquadratischen Grundriß-

lösung der untersten Turmgeschosse, d. h. den seitlichen Jochen der Vorhalle, noch nicht der Schluß gezogen werden, daß dieser Grundriß quadratische Türme darüber ausschlösse. Die Mauern der Vorhalle sind trotz ihrer Öffnung auf zwei Seiten genügend dick, um die Last von vier Geschossen zu tragen, wird doch der Südturm mit seinen heutigen sechs Geschossen durch das südliche Joch der Vorhalle ohne innere Verstärkung getragen, trotzdem die nachträglich eingezogene Zwischenwand wieder beseitigt wurde. (Der innere Nordturm mußte allerdings vollständig ausgemauert werden, wohl mit Rücksicht auf das schwere Glockenwerk, das hier später aufgehängt wurde.)

Für die abschließende Datierung des Westwerkes in seiner heutigen Form genügt ein Hinweis auf St. Florin in Koblenz, eine sehr künstlerische und ins Gewaltige gesteigerte Weiterbildung von St. Castor. Die Einzelformensprache ist kaum von der von St. Castor entfernt: Man sehe sich einmal die skulpierten Kapitelle der Glockenstuben und die Profile der Türme an. St. Florin muß unmittelbar nach Vollendung des heutigen Westwerkes von St. Castor entstanden sein, und zwar ist die Lösung des Westwerkes von St. Florin ohne das Vorbild von St. Castor undenkbar. Glücklicherweise ist St. Florin ziemlich genau datiert. Die Kirche wurde unter Erzbischof Bruno (1102—1124) neu erbaut.

In der Tat gehört die Formensprache des heutigen Westwerkes von St. Castor mit Ausnahme der karolingischen Kapitelle in die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert, wo ein Eindringen der reicheren lombardischen Zierformen in ganz Deutschland und auch am Niederrhein stattfindet. So z. B. das Motiv des Taues, der hohen Profile und des Dreieckkämpfers, der übrigens mit dem senkrechten Mittelgrat (Kämpfer vom nördlichen Treppenturm) den einzigen direkten Vorläufer der Schwarzrheindorfer Zwerggaleriekämpfer (vor 1151) bildet.

C. Langhaus.

Gegenüber der deutlich zutage tretenden stilistischen und zeitlichen Divergenz der einzelnen Bauglieder des Westwerkes zeigt der übrige Bau von St. Castor, von außen betrachtet, eine wesentlich einheitlichere Haltung. Diese ganze Baugruppe von Langhaus, Querschiff und Ostchor scheint zunächst in einem Bauvorgang entstanden zu sein, der nach der Formensprache und dem Aufriß der spätromanischen Epoche angehört. Aber man darf nicht übersehen, daß hier verschiedene und tiefeingreifende Restaurationen am Werke gewesen sind, die das ursprüngliche äußere Bild von St. Castor wesentlich umgestaltet und verändert haben. Daher muß der Außenbau für unsere Untersuchungen mehr in den Hintergrund treten.

Anders verhält es sich im Innern. Die Raumform zunächst ist so ungewöhnlich, daß es nicht möglich ist, im ganzen Komplex der

mittelalterlichen rheinischen Kirchenarchitektur ein auch nur annäherndes Beispiel namhaft zu machen. Gewiß hat das in der Spätgotik eingezogene Sternengewölbe den Raum wesentlich verändert und seiner ganzen Haltung eine neue Physiognomie aufgezwungen; aber auch hiervon abgesehen kann dieser Langhausbau unmöglich das Ergebnis eines einheitlichen Bauvorganges sein.

Die Formensprache und die Haltung dieses Rauminnern haben keinen Gleichklang; das künstlerische Wollen verschiedener Epochen tritt deutlich und fühlbar in Erscheinung.

Wenn auch der Meister der spätromanischen Bauepoche dem Ganzen die Formensprache und die Kunstgesinnung seiner Zeit aufgezwungen hat, es ist ihm doch nicht gelungen, den Gestaltungswillen früherer Meister und Architekten zu verdrängen und ihn völlig auszuschalten, abgesehen davon, daß er allem Anschein nach gewisse Dinge, wie namentlich die Grundrißgestaltung, in den Hauptzügen wenigstens mit übernahm. Bei der Betrachtung des Langhauses ist scharf zu scheiden zwischen dem ungewöhnlichen Grundriß und dem aufgehenden Baukörper. Auf die Merkwürdigkeiten des Grundrisses und die Beobachtungen, die sich bei den Grabungen ergaben, soll erst in dem Kapitel über den karolingischen Gründungsbau eingegangen werden. Hier sei lediglich der negative Beweis angestrebt, daß das heutige Langhaus in seinem aufgehenden Mauerwerk mit Ausnahme geringer früherer Überreste in der Hauptsache als eine spätromanische Schöpfung anzusehen ist.

Vor der spätgotischen Einwölbung, die das Langhaus und die heutige Vierung umfaßte, hatten diese Bauteile eine flache Holzdecke. Über dem heutigen Sterngewölbe ist nicht nur der ganze spätromanische Obergaden mit den Resten der ursprünglichen malerischen Ausstattung, sondern auch das Querbalkenwerk der alten Holzdecke erhalten.

Der Aufriß des romanischen Mittelschiffs war folgender:

Vor dem viereckigen Pfeilerkern der Schiffsarkaden stehen Halbsäulen mit Kapitellen, Deckplatte und in gleicher Höhe abschließend wie die Halbsäulen der Seitenschiffe. Über den Deckplatten dieser Kelchblockkapitelle stiegen senkrechte Lisenen zur Decke. Die Reste derselben haben sich noch heute über den Kapitellen des Langhauses, soweit diese nicht als Auflager für die Halbrunddienste des spätgotischen Gewölbes dienten, wenn auch verstümmelt, erhalten[1, 2]. Sie wurden im 19. Jahrhundert ungefähr in halber Höhe abgeschlagen, um die Konsolen der nazarenischen Holzfiguren zu tragen. Dagegen sind die großen spitzbogigen Blendarkadenbögen, in denen sich die vorgelegten Lisenen oben schließen, über den Gewölben erhalten.

---

[1] Vgl. die Rekonstruktion des Langhauses von E. Gall, Niederrheinische und normännische Architektur im Zeitalter der Frühgotik, 1, 1915.

[2] Fr. Bock, Rheinlands Baudenkmäler des Mittelalters, Band I: Die St.-Castor-Kirche zu Koblenz, Figur 5, S. 12.

Das Langhaus war also in Fenstergadenhöhe durch fünf Lisenenbögen gegliedert. Über jedem Mittelschiffarkadendienst war ein senkrecht aufsteigender Lisenenstreifen, der in Höhe der Fensterbank der spätromanischen Obergadenfenster mit einem Rundwulstgesims endete; darüber sitzen spitzbogig gezeichnete Lisenenbögen, die nach oben eine horizontale brückenartige Wandfläche tragen als Überleitung zur Flachdecke. In den Scheiteln der Lisenenbögen sitzen mit Ausnahme der beiden östlichen kleine Firstwülste.

Die Wandzwickel unter den Lisenenbögen waren durch je ein rundbogiges Hochgadenfenster durchbrochen. An der Außenwand des südlichen Lichtgadens sind im Osten die Umrisse der vormaligen Fenster in den restaurierten Mauerflächen erkennbar. Hiernach bemessen, saßen die spätromanischen Fenster höher als die heutigen. Über dem Sterngewölbe innen sind die ausgemauerten Flächen dieser ursprünglichen Obergadenfenster leicht erkennbar, weil sie sich unverputzt gegen die alten weißgetünchten Wandflächen der übrigen Langhauswand scharf abheben.

Über den Sternengewölben sind außerdem noch Reste der ursprünglichen Bemalung erkennbar. Die großen Lisenenbögen waren in der Mitte der Bogenstreifen durch eine schwarze Wellenlinie in verschiedenartigen Wellenbandflächen geteilt, vornehmlich in Blau, Rot und Gelb.

Über der Westseite des Vierungsbogens sitzen noch Reste ehemaliger figürlicher Wandmalereien. Nach der Komposition dürfte es sich um eine große Darstellung des Jüngsten Gerichtes handeln, deren Mittelteil die Figur Christi als Weltenrichter einnahm. Durch die anstoßenden Kappen des Sterngewölbes sind diese Malereien zerstört, nur auf der Südseite ist noch deutlich die Figur eines Engels erkennbar.

Ferner ist an den Ostseiten der Türme der weiße Wandputz erhalten. Hier schloß die als obere Westwand des spätromanischen Langhauses benutzte Fläche der Türme bzw. die erhöhte Wand des alten Zwischenbaues genau in der Höhe des Fensterbankgesimses der vierten Turmgeschosse ab, wo einst die Glocken hingen. Sogar der kleine Konsolenstreifen, der unter dem Kranzgesims an den Türmen außen herumläuft, blieb an der neuen Westwand des spätromanischen Langhausinnern erhalten.

Von der alten Balkendecke sind ausnahmslos sämtliche alten Querbalken in situ vorhanden, in ziemlich kurzen Abständen hintereinander, so daß fünf bis sechs dieser alten Querbalken auf einen Lisenenbogen des Hochschiffes kommen.

Unter den Hochgadenfenstern sitzen die Doppelfenster einer Pseudoempore[1]. Diese Doppelfenster dürften immer auf den dunk-

[1] Bei der letzten Ausmalung der Kirche 1928 wurden die sämtlichen rundbogigen Öffnungen nach dem Innern der Kirche zu wieder freigelegt und geöffnet. Hierbei zeigte sich, daß die Bogenleibungen und Mittelsäulchen zum allergrößten Teil noch in ursprünglichem Zustande erhalten waren.
Die beiden westlichsten Öffnungen waren bereits vor 1928 sichtbar.

len Dachboden der Seitenschiffe gegangen sein: Nach dem Baubefund ergibt sich, daß sie keinen praktischen Zweck für den Innenraum gehabt haben; denn zu den Dachgeschossen über den Seitenschiffen gab es von den Westtürmen aus, die die einzigen Treppenaufstiege hierzu gehabt hätten, nie einen regulären Zugang, noch zeigen sich andere Spuren über den Seitenschiffgewölben, die irgendeinen Anhaltspunkt geben, daß hier ein Emporenraum gewesen sei, und daß man von diesen Fenstern aus dem Gottesdienste beiwohnen konnte.

Im ganzen betrachtet ist auch der Aufbau des romanischen Mittelschiffes kein besonders kunstvoller: Die Lisenen über den kurzen Halbsäulen sehen fast wie eine Verlegenheitslösung aus; die Öffnungen der Pseudoemporen wirken im Verhältnis zu der Flächenmasse und namentlich zu den Obergadenfenstern viel zu klein. Daß man überhaupt in dieser spätromanischen Zeit eine Flachdecke über das Langhaus spannte, dürfte seinen Grund darin haben, daß sich der Architekt bei der ungewöhnlichen Breite dieses Mittelschiffes, die er vom vorangegangenen Bau übernahm, nicht an eine Einwölbung wagte. Dies tritt um so deutlicher zutage, als die Seitenschiffe und die Querhausflügel damals eingewölbt wurden.

Daß der Kern des spätromanischen Mittelschiffs in seiner ganzen Höhe nicht von dem Langhausbau herstammen kann, auf den das frühromanische Westwerk paßte, brauchte nach dem Vorausgegangenen nicht bewiesen zu werden: Die Baufuge zwischen spätromanischem Langhaus und dem Westwerk geht vollständig durch; über dem Dach der Seitenschiffe erkennt man deutlich, daß die spätromanische Hochschiffmauer gegen die alte Außenwand der Türme nachträglich angesetzt wurde. Auch ist der Rundbogen über dem untersten Horizontalgesims der Türme, der die Westquerwand der Seitenschiffe sozusagen an die im Innern sichtbare Turmgliederung anschließt, spätromanisch; außerdem ist über dem Gewölbe der Seitenschiffe sichtbar, wie die Seitenschiffwestwände gegen den Turmaufbau anstoßen, und wie das Gewölbe gegen das Kranzgesims des ersten Turmgeschosses angesetzt ist.

Hier muß noch auf eine höchst sonderbare Tatsache aufmerksam gemacht werden: Das Abschlußgesimse der untersten Turmgeschosse geht auch ohne Absatz durch die Westwände der Seitenschiffe und um einen Teil der Ostseite der Türme, d. h. die Westwand des Langhauses durch, genau bis zu der Stelle, wo heute die Mittelschiffsarkaden des Langhauses ansetzen. Die Turmgliederung nimmt also keine Rücksicht auf die Westwand der spätromanischen Seitenschiffe, während im Mittelschiff etwas höher ein einfacheres Horizontalgesimse als unterer Abschluß der Ostfenster der Zwischenbaukapelle und der Emporenöffnungen im zweiten Turmgeschoß sitzt. Darüber kann also kein Zweifel bestehen, daß an der Stelle, wo heute die Arkadenmauer des Hochschiffes ansetzt, auch schon früher eine Schiffsmauer nach Osten hin ging. Aber ebenso sicher ist, daß die heutigen westlichsten Arkadenpfeiler, die unmittelbar an

die Türme ansetzen, nach Profil und Höhe spätromanisch sind[1, 2]. Die Seitenschiffe sind im quadratischen Grundriß mit Gratengewölben eingedeckt. Diesem quadratischen Gewölbejoch in den Abseiten entspricht im Mittelschiff je ein Feld seines Aufrisses. Man kann deshalb sagen, daß das Quadrat der Seitenschiffjoche für die Gestaltung des romanischen Langhauses im Grund- und Aufriß maßgebend war. Das gleiche gilt auch für den Grundriß und Aufriß der Arkadenpfeiler: Die entsprechenden Halbsäulenvorlagen im Mittelschiff sind bis zur gleichen Höhe durchgeführt wie diejenigen der Seitenschiffe. Auch die Kapitellbildung und das Kämpfergesims stimmt mit denen in den Seitenschiffen überein. Der Ausgangspunkt der Langhauskomposition lag also in den Seitenschiffen. Da der Meister auf die Einwölbung des Mittelschiffs verzichtete, benötigte er nicht die Quadratur seiner Grundrißgestaltung.

Die vorgelegten Halbsäulen in den Seitenschiffen tragen die massigen und runden Querwülste, die Pfeilerecken die runden Schildrippen. Die etwas gedrungenen Vorlagen mit den schweren Arkanthuskapitellen (mit Blattstengelmotiven) passen ausgezeichnet zu den Querwülsten der Gewölbe.

In der bisherigen Literatur über St. Castor fanden besondere Aufmerksamkeit die flach gehaltenen Nischen in den Seitenschiffmauern. Namentlich Dehio und v. Bezold wollen ihre Entstehung in die karolingische Entstehungsepoche ansetzen. Sie allerdings lediglich als dekorative Behandlung aufzufassen, geht nicht an. Vielmehr scheinen sie zur Ausfüllung des Zwischenraumes einer früheren älteren Außenmauer und den eingerückten Vorlagen des spätromanischen Gewölbes zu dienen. Das Einrücken der Gewölbedienste an den Außenmauern wäre dann mit dem Bedürfnis quadratischer Felder für die Einwölbung zu erklären. Wir werden weiter unten auf diesen wichtigen Punkt zurückzukommen haben.

Nach Osten schließt das Mittelschiff mit dem spätromanischen Triumphbogen ab, die Seitenschiffe münden mit einer rundbogigen Arkade in die Querhausflügel ein. Für die Baufolge dürfte folgendes von Wichtigkeit sein: Das spätromanische Langhaus ist ohne Zweifel von Osten nach Westen aufgebaut worden. Die Beweisführung hierfür wird sich im besonderen bei der Betrachtung des Ostbaues ergeben, aber es ist wichtig, bereits an dieser Stelle festzuhalten, daß an der Öffnung der ersten östlichen Pseudoempore auf der Nordwand nur ein einfaches Rundbogenfenster auftritt, während die übrigen

[1] Dies entspricht auch dem oben geschilderten Befund des unvermittelten Anstoßes der Mittelschiffhochwände gegen die Westtürme, wie er sich über den Seitenschiffgewölben erkennen läßt.

[2] Dieses durchgehende Abschlußgesims der untersten Turmgeschosse im Innern der Seitenschiffe und an der Westwand des Langhauses gab Lehfeldt in seiner Beschreibung der Castorkirche (Kunstdenkmäler des Regierungsbezirkes Koblenz) Anlaß zu der Vermutung, daß an Stelle der heutigen dreischiffigen Anlage vormals ein einschiffiger Langhausbau gestanden habe. Gelegentlich der Abhandlungen über den karolingischen Gründungsbau wird hierauf näher eingegangen werden.

Öffnungen die Form des Doppelbogens zeigen. Ferner muß hierbei berücksichtigt werden, daß die ersten Hochschifflisenenbögen (über dem Sternengewölbe erkennbar) im Gegensatz zu den übrigen noch nicht die Firstwülste zeigen.

Dieser spätromanische Bauvorgang am Langhaus dürfte dann seinen Abschluß genommen haben in dem Ausbau bzw. in der Errichtung der sechsten Turmgeschosse der Westtürme.

D. Vierung und Querhausflügel.

Der spätromanische Neubau begann nicht mit dem Abreißen des alten Langhauses, sondern in der Weise, daß die alten Vierungsbögen mit Ausnahme des kurz vorher errichteten Chorbogens abgebrochen wurden. Dagegen ließ man die alten Vierungspfeiler selbst stehen: Ihr Grundriß ist ein einfaches Kreuz, ihre Sockel zeigen einfache Schrägen. Ferner wurden, wie dies nachher nachgewiesen wird, bei diesem Bauvorgang die unteren Teile der älteren Querflügelmauern übernommen.

Auf die alten Vierungspfeiler kamen die spätromanischen Kapitellfriese. An einzelnen Stellen der alten Schrägsockel, über denen man neue Halbsäulenvorlagen errichtete oder einfach maskieren wollte, wurden neue Profilstücke eingesetzt, so daß heute neben den älteren Sockelstücken die komplizierteren und höher gelegenen spätromanischen Profile sitzen.

Die alten niedrig sitzenden Doppelfenster der Querhausflügel wurden vermauert; ihre kleinen Öffnungen sind außen am restaurierten südlichen Querschiff zu erkennen; die Hochmauern der Querhausflügel wurden erhöht. In die Außenwände kamen dann die heutigen hochsitzenden Rundbogenfenster.

Um den Vierungsbögen die für den geplanten Langhausbau erforderliche Höhe zu geben, mußten sie über den Kämpfern um ein bedeutendes Stück gestelzt werden. Dieser Umstand beweist, daß die spätromanischen Kapitellfriese an den Vierungspfeilern an Stelle der alten vermutlichen Deckplattengesimse aufruhen, wodurch sich eine Höhe ergibt, die auch zum Chorbogen paßt. Die alten Querhausflügel wurden damals mit längsrechteckigen Gratgewölben überspannt. Die spätromanischen Eckkonsolen mußten sehr hoch angesetzt werden, jedenfalls ein gutes Stück über dem Fuß der Vierungsbögen, damit die Gewölbescheitel die Höhe der Holzdecke von Vierung und Langhaus erreichen konnten. Ich gehe hierbei von der Voraussetzung aus, daß die Vierung nicht eingewölbt war: Weder unter noch über dem heutigen spätgotischen Sterngewölbe der Vierung ist irgendeine Spur einer vormaligen Wölbung sichtbar. Auch der alte Längsmittelbalken der Vierung liegt mit Sicherheit noch in situ; er durchstößt unmittelbar unter der Fensterbank eines ehemaligen Außenfensters die Hochgiebelwand und steht nach Osten (über dem Chorhausgewölbe deutlich sichtbar) ein Stück vor. Hier-

nach bemessen dürfte die Decke der Vierung etwas höher gelegen haben als die Balkendecke des Langhauses[1].

Wenngleich es nicht in den Aufgabenkreis dieser Arbeit hineingehört, möchte ich doch im folgenden kurz versuchen, wenigstens für die entscheidenden Bauformen an Langhaus, Querschiff und Vierung eine stilistische Einordnung zu geben.

Bemessen an dem auffallend altertümlichen Einwölbungssystem der Seitenschiffe und der Querhausflügel, zeigt die Ornamentik der Langhaus- und Vierungspfeiler, der Pseudoemporenfenster im Mittelschiffsgaden, der beiden Portale in den Seitenschiffmauern eine wesentlich fortschrittlichere Haltung.

Es liegt die Frage nahe: Ist diese spätromanische Ornamentik von Trier beeinflußt oder vom Niederrhein? (Der Mittelrhein dürfte für diesen Zeitpunkt ausscheiden, da er selbst niederrheinische Formen aufnimmt.)

Ohne Zweifel sind die Doppelfenster der Pseudoemporen an St. Castor verkleinerte Kopien der Emporen in der Andernacher Liebfrauenkirche; in den Einzelheiten zeigen sich geradezu schlagende Ähnlichkeiten. Auch die Portale haben den gleichen Aufbau der Andernacher Seitenschiffportale; die Einwölbung der Seitenschiffe in St. Castor mit Gratgewölben und Querwülsten zeigt das gleiche System wie die Vorhalle des Laacher Münsters, die von der gleichen Bauhütte wie die Andernacher Liebfrauenkirche um 1210—1215 gebaut wurde: Wir haben übereinstimmend die gedrungenen Halbsäulen mit den schweren Blattstengelkapitellen und das gleiche Deckplattenprofil. Wenn auch ein Schulzusammenhang zwischen St. Castor einerseits und Andernach und Laach andererseits besteht, so muß abgelehnt werden, daß hier der gleiche Steinmetz an der Arbeit gewesen ist. Namentlich die Kapitelle im Langhaus von St. Castor zeigen nicht entfernt die handwerkliche Meisterschaft von Andernach und Laach, sie sind wesentlich schwungloser und stumpfer durchgearbeitet. Vielleicht ist der Bauvorgang so zu deuten, daß einheimische Bauhandwerker die Muster von Laach und Andernach kopierten.

Hier ist vor allem auch auf die Liebfrauenkirche in Koblenz und auf die spätromanischen Teile von St. Florin hinzuweisen, die einen Schulzusammenhang mit St. Castor zeigen.

Die Vorhalle von Laach ist undatiert. Die Bauzeit der Andernacher Liebfrauenkirche ist nur sehr kompliziert einzuordnen, dagegen haben wir für das spätromanische Langhaus von St. Castor das genaue Einweihungsdatum von 1208. Die Kopierungsarbeiten nach den Formen von Andernach und Laach weisen auf eine entsprechende zeitliche Entstehung dieser letzteren Bauten hin.

Wenn wir die Liebfrauenkirche in Andernach und die Vorhalle von Laach und anschließend die spätromanischen Bauteile von St. Castor dem niederrheinischen Einfluß einordnen, so haben wir

[1] Eine eingehende Untersuchung dieses Bauteiles an dieser Stelle würde zu weit führen.

hier keine vereinzelten Erscheinungen. Auch St. Severus in Boppard, St. Peter in Bacharach und der Limburger Dom sind weitere Beispiele. In einem Falle läßt sich sogar das Aufwandern eines Motivs von St. Castor die Mosel aufwärts nachweisen: der Langhausbau der Stiftskirche von Carden übernimmt um 1220—30 die Pseudoempore von St. Castor.

E. Die sechsten Turmgeschosse.

Im Anschluß an den spätromanischen Neubau des Langhauses, dessen neue Höhe auch eine Höherführung der Westtürme forderte, fand die Aufstockung der sechsten Turmgeschosse statt[1]. Diese heutigen Glockengeschosse sind von einer außerordentlichen Feinheit der Proportion. Vor allem zeigen sie eine gewisse Schlankheit der Zeichnung, die bereits den Überreichtum ornamentaler Behandlung etwa der Andernacher oberen Westtürme abgestreift hat und schon das Eindringen gotischen Geistes anklingen läßt[2], wofür wir im aufgestockten Teil des Bonner Münstervierungsturmes ein besonders prägnantes Beispiel haben.

F. Chor und Sakristeien.

Der Grundriß zeigt ein geradezu erstaunlich großes Chorjoch, das an die ebenso breite Vierung anschließt, mit einer halbrunden Apsis, die auf beiden Seiten an ihrem Ansatz an das Chorjoch von zwei schlanken, viereckigen Treppentürmchen flankiert wird. Zwischen diesen Treppentürmchen und den Querhausflügeln sind beiderseits Sakristeiräume eingebaut, die mit den Außenwänden der Querhäuser nach Osten fluchten.

Ein Blick auf den Längsschnitt der Kirche zeigt, daß der auffallend niedrige und in die Breite gehende Chor älter sein muß als das spätromanische Langhaus. Es kann kein Zweifel bestehen, daß diese Baugruppe in Rücksicht auf ein älteres und wesentlich niedriger gehaltenes Langhaus komponiert ist. Die später zu beschreibenden baulichen Befunde, namentlich am Ostgiebel, werden dies noch näher darlegen und beweisen.

---

[1] Eine genaue Beschreibung gibt Dr. Michel in der „Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier und der angrenzenden Gebiete", 1922, Heft 26, S. 36.

[2] Für diesen Bauabschnitt hat Dr. Michel die Zeit von 1225 bis 1230 angesetzt („Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier und der angrenzenden Gebiete", 1921, Heft 15, S. 88). Dieses Datum entspricht formgeschichtlich durchaus der Stilbehandlung dieses sechsten Turmgeschosses mit seinen überschlanken Schallöffnungen, vor allem auch mit der in die Höhe verzogenen Kleeblattumrahmung mit Rundstab des Giebelfensters am Nordturm. Diese Form tritt meines Wissens zum ersten Male als Umrahmung beim Sakristeiportal in Brauweiler kurz nach 1200 auf, außerdem vor 1216 im südlichen Querhaus von St. Pantaleon als Wandgliederung. Erst um 1220 scheint es in Köln allgemeine Anwendung, auch beim Profanbau, zu finden.

Der Aufbau und die Ornamentik dieses Chorbaues weisen deutlich den Einfluß der niederrheinischen Schulgruppe auf[1]. Der äußere Aufriß der Apsis ist dreiteilig. Die Gliederung des Sockelgeschosses besteht aus vorgesetzten Halbsäulen und Blendarkaden in Kleeblattbogenform. Das Kämpfergesims der Kapitelle ist als horizontales Band um die ganze Rundung herumgeführt. Zugleich dient es als Auflage für die Gliederung des zweiten Apsisgeschosses mit ihrer Vollsäulenordnung, deren Bögen die großen Rundbogenfenster der Apsis umrahmen. Die Gewände derselben sind noch einmal abgetreppt. Den oberen Abschluß der Apsis bildet die Zwerggalerie, deren Säulenreihe durch dazwischengesetzte dünne Pfeilerchen rhythmisiert wird.

Die viereckigen Flankiertürme übernehmen in den beiden unteren Geschossen die Gliederung der Apsis. Im Gegensatz zu diesen wurden dann das dritte, vierte und fünfte Geschoß bedeutend steiler behandelt. Die Türme endigen mit Faltdachgiebeln.

Die Ostchorgruppe bildet eine kunstvoll abgewogene Komposition, die namentlich vom Rhein aus betrachtet einen monumental wirkenden Ausklang des Castormünsters ergibt. Die Aufgabe, diesen Chorbau an die ungewöhnlich in die Breite gehende Anlage des Langhauses anzugliedern, brachte es mit sich, daß die Anordnung und die Gliederung der Apsis eine gewisse Massigkeit und Gedrücktheit ihrer Proportionen zeigt; aber in geschickter Weise hat der Architekt diese Horizontaltendenz ausgeglichen durch die beiden Flankiertürme, die mit ihrer energisch betonten Steilheit die Massigkeit der Apsis aufheben und den ganzen Ostabschluß in eine wirkungsvolle künstlerische Spannung bringen.

Das Innere des Ostchores zeigt eine ganz besonders gedrückte Raumform. Die im Grundriß halbrunde Apsis ist unter der Fensterreihe durch eine Säulenarkade belebt. Sonst fehlt jede Gliederung und jedes Profil, sogar bei den herabgezogenen Schildbögen und namentlich auch beim Chorbogen. Um so eindrucksvoller wirkt die Einwölbung des Chorquadrates, die bei ihren außerordentlichen Grundrißmaßen für ihre Entstehungszeit eine technische Hochleistung bedeutet. Es ist erstaunlich, wie der Architekt dieses gratige Kreuzgewölbe mit kaum ansteigenden Stichen über die gewaltige Fläche gespannt hat. Andererseits versteht man von hier aus betrachtet die tektonische Notwendigkeit der Einbeziehung der Ostflankiertürme, um den Seitenschub und -druck der Gewölbemassen aufzufangen und niederzuführen.

Das Datum der Chorweihe ist uns nicht überliefert. Wir sind daher gezwungen, auf die stilistische Einordnung des Chorhauses näher einzugehen.

Als den Ausgangspunkt der niederrheinischen Apsidengruppe, der auch St. Castor angehört, haben wir den Ostchor des Bonner Münsters (vor 1151) und die Ostapsis von Schwarzrheindorf (Weihe

[1] Vgl. P. Dr. Schippers, Zeitschrift für bildende Kunst, 1926/27, S. 79.

1151) anzusehen. In Bonn sind nun die Einzelheiten von St. Castor in geradezu erstaunlicher Weihe vorgebildet: der dreigeschossige Aufbau der Apsis und die Verbindung derselben mit den beiden Flankierungstürmen. Gegenüber dieser Bonner Anlage bringt der Laacher Ostchor (um 1165 bis um 1170), abgesehen von dem Fehlen der Zwerggalerie, einen entscheidenden Fortschritt[1]: Das Neue liegt in einer gewissen Vertikalisierungstendenz des Laacher Aufbaues. Am stärksten wirken hierbei die Flankierungstürme, die ihr Bonner Vorbild wesentlich umgestalten. Dort der wuchtige und schwere Charakter der Seitentürme mit schrägen Wänden, hier dagegen eine ins Steile gehende Note — die Chortürme gehen fast zierlich aus.

Eine weitere Steigerung des Bonner Apsidenmotivs bringt dann der Ostchor von St. Servatius in Maastricht, der nach der Ornamentik in die Zeit von 1180 bis 1190 zu datieren ist. Hier hat das Vertikalisierungsbestreben, wie wir es in Laach bereits hervorhoben, eine weitere Steigerung erfahren. Die Einzelformen dagegen sind ziemlich unverändert geblieben, mit einer Ausnahme: die Zwerggalerie ist durch Einschieben von kleinen Pfeilerchen, die nach außen noch mit Halbsäulchen maskiert sind, rhythmisiert.

Wichtig für den Entwicklungsverlauf des niederrheinischen Apsidenmotivs, namentlich für die Gestaltung der Einzelformen, ist weiterhin der Ostbau von St. Gereon in Köln. Wohl ist ein gewisses Anklingen an die Bonner Verhältnisse zu erkennen, was sich am deutlichsten von den Flankierungstürmen aus beobachten läßt. Man darf aber nicht vergessen, daß die Osttürme sowohl in Bonn wie bei St. Gereon nicht nur eine mehr oder weniger bedingte tektonische Aufgabe haben, sondern als die Hauptglockentürme der Kirche viel wuchtiger und mächtiger angelegt werden mußten, als dies in Laach oder Maastricht oder Koblenz der Fall war. Die Auswirkung dieser Glockentürme in der Gesamtkomposition der Ostgruppe ist entsprechend deutlich und bedingt vor allem den langatmigen Horizontalduktus in den Einzelgeschossen.

Es ist nun interessant festzustellen, wie der Meister des Chorhauses von St. Gereon für die Lösung seines Ostchoraufrisses eine neue Note zu bringen versteht, die im gewissen Sinne wiederum eine Vertikalisierung der Proportionen bedeutet: Das Kryptageschoß wird mit in die vertikale Gliederung einbezogen und erhält ebenfalls eine Rundbogenstellung; außerdem ist das Halbsäulengeschoß mit seinen steigenden Rundbogenfriesen besonders hervorgehoben. Nun sind die Daten für die Entstehung des Ostbaues von St. Gereon besonders unsicher[2, 3]. Man wird eine Unterbrechung

[1] Es ist den Ausführungen von P. Dr. Schippers beizupflichten, daß in Bonn wie in Laach der gleiche Meister am Werke war; seine sorgfältigen Beobachtungen zeigen, daß in Laach im besonderen die Einzelheiten der Ornamentik kopiemäßig von Bonn übernommen wurden.

[2] Vgl. die Kunstdenkmäler der Stadt Köln, II. Band, 1. Abt., S. 18/19, und

[3] P. Clemen, Die romanische Monumentalmalerei in den Rheinlanden, S. 405

des Bauvorganges annehmen müssen: Das Kryptageschoß und die Untergeschosse der Türme dürften um 1150 begonnen worden sein; dagegen weisen die Kapitelle der Zwerggalerie darauf hin, daß dieser Bauteil vor 1170/80 nicht entstanden sein kann.

Für unsere Betrachtung von St. Castor ist es wichtig, daß gerade diese Zwerggalerie die Vorstufe für diejenigen am Ostchor von St. Castor bilden. Wir haben hier wie dort die gleichen Muster, aber während der Kölner Meister noch mit dem Kerbschnitt arbeitet, haben wir bei St. Castor richtige Blätter mit Falzkrausen.

Bemessen nach den Übereinstimmungen der Koblenzer Flankierungstürme mit denen des Ostchores von Laach und mit Rücksicht auf die angeführten stilistischen Übereinstimmungen verschiedener Einzelheiten der Gliederung und Ornamentik dürfte jeder Zweifel ausgeschaltet sein, daß die Erbauung des Ostchores von St. Castor in die letzten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts und wohl kaum vor 1180 anzusetzen ist. Zu einem solchen Baudatum würde die Errichtung bzw. Umgestaltung des Langhausbaues zeitlich gut passen, wenn wir das Weihedatum von 1208 als den Abschluß eines einheitlichen und durchgehenden Bauvorganges betrachten. Hierzu würde auch durchaus passen, daß die schrägen Durchgänge hinter den Chorpfeilern zu den Sakristeien bereits spätromanische Gewölbekonsolen haben.

III. Der Hettische Gründungsbau von 836.

A. Der alte Ostchor.

Einleitend zu den weiteren Untersuchungen möchte ich noch einmal die Ergebnisse der voraufgegangenen Baubeschreibung zusammenfassen und hervorheben:

1. Das heutige Westwerk mit den Westtürmen und dem Zwischenbau (mit Ausnahme der sechsten Turmgeschosse) bildet eine gesonderte Baugruppe, an die das Langhaus später angefügt wurde. Als Entstehungszeit wird man die Jahrzehnte um 1100 anzusetzen haben.

2. Die im Verband dieser Westtürme befindlichen Pilasterkapitelle gehören nicht zu denselben und sind nach Form und Behandlung karolingischen Ursprunges. Sie sind ohne Zweifel von einer früheren Anlage übernommen worden und dürften zum Gründungsbau von 836 gehört haben.

3. Das heutige Querhaus mit der Vierung ist im Grundriß und zum Teil auch im aufgehenden Mauerwerk ebenfalls von einer früheren Anlage mitübernommen worden.

4. Die Errichtung der Ostchoranlage mit den Flankierungstürmen und dem eingewölbten Chorquadrat gehört den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts an.

5. Anschließend erfolgt die Einwölbung und Höherführung der Querhausflügel, dann der Neubau des Langhauses (Schlußweihe 1208).

6. Um 1225—1230 werden die sechsten Turmgeschosse auf die Westtürme aufgestockt[1].

Wir haben wiederholt darauf hinweisen können, daß im heutigen Bau wesentliche Reste und Weiterwirkungen einer älteren Anlage auftreten. Das betrifft sowohl das aufgehende Mauerwerk wie namentlich den Grundriß.

Von besonderer Bedeutung hierfür ist das heutige Querhaus. Der spätromanische Meister übernahm diesen Baustil im wesentlichen, einer beliebten mittelalterlichen Gewohnheit folgend, die nach Möglichkeit jede benutzbare Mauer eines früheren Baues im Neubau aus Sparsamkeitsrücksichten zu verwerten suchte.

Jedenfalls ist uns so der Grundriß der vorangegangenen Kirche an dieser entscheidend wichtigen Stelle erhalten geblieben. Dies

[1] Die späteren baulichen Änderungen, wie namentlich die spätgotische Einwölbung, kommen für unsere Untersuchungen nicht in Betracht.

ist von fundamentaler Wichtigkeit für die folgenden Untersuchungen und Feststellungen[1].

Wie schon in den einleitenden Bemerkungen angedeutet wurde, beruhen die folgenden Ergebnisse zum Teil auf eigenen Bohrungen und Ausgrabungen, zum Teil auf Erkundigungen über bauliche Erscheinungen, welche gelegentlich der großen Restaurationen in den 90er Jahren sowie bei dem Einbau der heutigen Luftheizungsanlage im Jahre 1908 zutage traten und von mehreren Zeugen gesehen und beschrieben werden konnten. Wegen technischer Schwierigkeiten, vor allem auch der hohen Unkosten wegen mußte sich der Verfasser auf die aus diesen mündlichen Berichten und Aussagen sich ergebenden Feststellungen beschränken. Vielleicht ist es bei einer weiteren Bearbeitung des St.-Castor-Problems möglich, die hier angeführten Aussagen durch neuere Ausgrabungen zu prüfen und ihre unbedingte Zuverlässigkeit sicherzustellen.

Immerhin glaubt der Verfasser die letztere auch bereits jetzt als außer Zweifel stellen zu können, da er die Vernehmung der Zeugen gesondert und unabhängig voneinander vorgenommen und weiterhin alles vermieden hat, um eine Beeinflussung der Zeugen zugunsten persönlich gehegter Vermutungen zu verschulden[2].

Es handelt sich um mehrere Fundamentzüge, die unter dem heutigen Fußboden der Kirche einherliefen und welche im Jahre 1908 durchbohrt werden mußten[3].

Es verlohnt sich, eine ausführlichere Darstellung des Hergangs dieser Entdeckungen zu geben.

Die Heizungsanlage mit ihren Luftkanälen und Schächten war für den Ostteil der Kirche vorgesehen, also für das Chorhaus und das Querschiff. Der eigentliche Heizkörper mit seinen Kesselanlagen sollte unterhalb der nördlichen Sakristei eingebaut werden; zu diesem Zwecke mußte zunächst ein 3 m tiefer Raum ausge-

---

[1] Der südliche Querhausflügel mußte gelegentlich der Restaurationsarbeiten im 19. Jahrhundert großenteils neu aufgeführt werden. Aber der Vergleich mit dem nördlichen Querflügel zeigt, daß die originale, alte Anlage getreu kopiert und wiederaufgerichtet wurde.

[2] In freundlichster Weise stellten folgende Herren ihre vordem gemachten Wahrnehmungen dem Verfasser zur Verfügung: Herr Pfarrer Schlicker in Müden an der Mosel, ehedem Kaplan an St. Castor; Herr Architekt Günther, am Stadtbauamt in Koblenz; Herr Prof. Dr. Ditscheid, am Gymnasium in Koblenz; Herr Polier Sauerborn, Koblenz, und ein weiterer Bauarbeiter. — Vor allem wichtig waren die Aussagen des Küsters sowie des Organisten von St. Castor, deren beider berufliche Tätigkeit an dieser Kirche bereits über 30 Jahre zurückreicht und die daher die sichersten und zuverlässigsten Mitteilungen machen konnten.

[3] Leider sind von diesen Funden keinerlei Notizen oder Zeichnungen gemacht worden. Die ausführende Baufirma, deren damaliger Leiter mittlerweile verstorben ist, konnte nur allgemeine Aufschlüsse geben, wie z. B. daß infolge von Fundamentzügen, welche unter dem Fußboden der Kirche entgegentraten, die Ausführung der Arbeit erheblich erschwert und verlangsamt worden sei. — Zum Glück konnte der Aufsichtsführende, Poliermeister Sauerborn, namhaft gemacht werden, welcher in der Lage war, genaueste Angaben über die damaligen Funde und Feststellungen zu machen.

schachtet werden, und zwar geschah dies unmittelbar an der Ostmauer des nördlichen Querhausflügels.

Dabei stieß man auf die Fundamente eines Halbrunds, welches mit den Querhausfundamenten in unmittelbarer Verbindung stand. Dieses Halbrund war übrigens bereits gelegentlich der großen Restaurationsarbeiten in den Jahren 1893—1895 festgestellt worden[1]. Damals handelte es sich um die Restaurierung und Erweiterung der beiderseitigen Sakristeianbauten im Norden und Süden. Bei dieser Gelegenheit wurde auf beiden Seiten der alte Fußboden aufgerissen, um einen Holzbelag einzubauen. Dabei stieß man beiderseits auf übereinstimmende Fundamente eines Halbrunds, welches mit der jeweiligen Querhaus-Ostwand in Verbindung stand.

Diese halbrund verlaufenden Fundamentzüge lassen über die Art des vormaligen östlichen Abschlusses keinen Zweifel: es handelt sich offenbar um Nebenapsiden, welche den Ostwänden der Querhausflügel vorgebaut waren. Genauere zahlenmäßige Angaben über ihren Verlauf und ihre Stärke und Beschaffenheit konnten leider nicht mehr ermittelt werden. Nur soviel ist als sicher zu betrachten, daß die Fundamente dieser Nebenapsiden sich nicht in der ganzen Breite der Ostmauer der Querhausflügel anlehnten, sondern auf beiden Seiten um wenigstens einen Meter eingezogen waren. Darin stimmten die Aussagen aller Zeugen überein. Sehr wichtig ist die Tatsache, daß — wie schon gesagt — diese Fundamentzüge mit den Querhausmauern in durchgehendem Mauerverband, also offensichtlich als das Ergebnis einer einheitlichen Baufolge anzusehen sind. In der Art der Ausführung erschienen sie als Gußmauerwerk, bestehend aus Kalkpackung und Rheingeschiebe, welches derartig fest und hart war, daß es nur mit großer Mühe durchbrochen und entfernt werden konnte. Über Details, wie z. B. Sockelgliederung und Einzelbehandlung, konnte nichts ermittelt werden. Der Tiefgang dieser Mauerzüge betrug ungefähr 2 m.

In der Weiterführung der Heizungsanlage und ihrer Luftkanäle in das Innere der Kirche mußte alsdann die nördliche Chorhausmauer in ihren Fundamenten durchbrochen werden, und zwar geschah dies unmittelbar ostwärts vom Triumphbogenpfeiler. Die Arbeiter berichteten, daß ihnen bei diesem Fundamentdurchbruch nicht solche Schwierigkeiten begegnet seien wie bei den Mauerzügen der Nebenapsis. Die Chormauern beständen aus Bruchsteinmauerwerk. — Diese Feststellung deckt sich mit den Beobachtungen, die von mir an dem hochgehenden Mauerwerk der Chorhauswände gemacht wurden. Auch diese bestehen aus Bruchsteinmauerwerk.

Da diese Chorhausmauern im Material von dem der Querhausfundamente abweichen, so ergibt sich, daß es sich hier um ver-

[1] Hierauf machte als erster Herr Pfarrer Schlicker aufmerksam; er war so liebenswürdig, eine eingehende Schilderung des damaligen Befundes zu geben.

schiedene Bauvornahmen handeln muß — wobei die offenbar jüngeren Chormauern gegen die älteren Querhausmauern angesetzt worden sind. Auch dieses wird weiter unten bei den folgenden Untersuchungen seine völlige Bestätigung finden.

Im Chorhaus war weiterhin ein durchgehender Kanal bis zu den gegenüberliegenden Seiten vorgesehen. Bei dem Einbau desselben stieß man auf beiden Seiten wiederum auf Fundamentzüge, welche sich unterhalb des Fußbodens des Chorhauses zeigten. Sie lagen beiderseits um etwa 1 m von den Chorhausfundamenten nach innen zu entfernt. Diese Fundamentzüge zeigten dieselbe mauertechnische Beschaffenheit wie die Fundamente der Nebenapsiden. Anfänglich vermutete man, daß dieselben in Verbindung zu bringen seien mit den im Chor aufragenden Hochgräbern. Aus eigener Neugier und in der Hoffnung, hier möglicherweise die Särge zu finden, unternahmen die Arbeiter aus freien Stücken einen Querstollen nach Osten hin, stießen aber bald wiederum auf Fundamentzüge, wobei sich ergab, daß die zuerst entdeckten Fundamentzüge nach Osten hin in einem Halbkreis zusammentrafen.

Diese Feststellung der Fundamente des großen Halbrundes ist die wichtigste Entdeckung und bestätigt die Vermutungen, welche Dehio und v. Bezold ausgesprochen hatten: Wir haben hier die Fundamente einer Hauptapsis! Die ursprüngliche Kirche reichte nur bis zum Ostabschluß des heutigen Querhauses und dieses abschließend mit der breitgelagerten Hauptapsis, welche sich beiderseits um etwa 1 m eingezogen gegen den Raum der heutigen Vierung hin öffnete. Sie war beiderseits durch die erwähnten Nebenapsiden flankiert.

Diese Fundamente waren nach den Aussagen der Zeugen etwa $1^1/_2$ m dick und erheblich tiefer angelegt, als die seitlichen Mauern, was ihrer statischen Bestimmung für den Unterbau des Apsidengewölbes entspricht.

Nach Westen stießen diese seitlichen Fundamentzüge mit ihren Enden gegen einen von Süden nach Norden durchlaufenden Mauerzug, der in der Flucht der Querhausmauern lag. Über das Material und die Beschaffenheit dieser Mauer ergaben sich keine bestimmten Anhaltspunkte; nur wurde betont, daß sie weniger tief angelegt gewesen seien, so daß an dieser Stelle die Kanäle zum Teil untergeführt werden konnten. Über die Bestimmung und das Alter derselben läßt sich daher nichts Bestimmtes sagen. Es ist möglich, daß sie zum Zweck statischer Sicherheit für die angelehnten Fundamente angelegt wurden. Für diesen Fall wären sie gleichzeitig mit diesen eingebaut worden. Ebenso kann man sie aber auch als spätere Zutat betrachten, wie z. B. als Unterbau für die provisorische Abschlußwand gelegentlich des Anbaues des romanischen Chorhauses.

Bei der Weiterführung der Heizungskanäle, welche vom Chor aus in die Querhausflügel geleitet wurden, stieß man wiederum auf merkwürdige Funde. Zunächst war der Raum unter der heutigen Vierung offenbar künstlich angefüllt: Architekturteile, Sarkophag-

trümmer, Teile von Rüstungen, Waffen, sogar Webstoffe fanden sich hier in Menge, selbst ein eingemauerter Bodenbelag war vorhanden. Von Westen führte ein Treppenabstieg hinab, dessen Stufen zum Teil noch vorhanden waren. Auch dieser Raum wurde eingehend untersucht, indem man vermutete, daß es sich hier um eine ursprüngliche Krypta handele, zumal sich für dieselbe nach Norden, Süden und Westen abschließende Mauern zeigten.

Die Annahme einer ursprünglichen Krypta an dieser Stelle muß jedoch verneint werden[1], denn für den Fall, daß eine solche vorhanden gewesen wäre, ist anzunehmen, daß man dieselbe (wie bei anderen Bauten: Münsterkirche in Bonn, St. Gereon in Köln) auch in der romanischen Epoche bei der Neuanlage des Chorhauses beibehalten und nach Osten hin erweitert hätte. — Außerdem fehlt es — außer dem aufgedeckten kellerartigen Raum — vollständig an sicheren Anhaltspunkten. Wie hätte die Lichtzufuhr in diesen Raum erfolgen sollen? Wie ist außerdem mit der Annahme einer Krypta die vorhin erwähnte Zwischenmauer nach Osten hin in Verbindung zu bringen? — Es handelt sich hier zweifellos um eine sepulkrale Anlage für die Stiftskanoniker oder für hochgestellte Gönner und Freunde des Stiftes. In diesem Fall ist anzunehmen, daß sie in späteren Jahrhunderten eingebaut wurde. Im Verlaufe der vom Verfasser vorgenommenen Ausgrabungen im Westteil des Langhauses zeigte sich, daß offenbar der ganze Boden des Mittelschiffes zu gleichen sepulkralen Zwecken benutzt worden ist.

Bedeutend wichtiger erscheinen die seitlichen Abschlußmauern dieses kellerartigen Raumes im Norden und Süden. Sie zeigten wiederum die gleiche mauertechnische Beschaffenheit wie die ostwärts gefundenen Fundamente. Sie verliefen in der Richtung der heutigen Vierungsscheidebögen. Da der Durchbruch durch diese Mauerzüge in der Nähe der westlichen Vierungspfeiler erfolgte, ließ sich feststellen, daß sie mit den Fundamenten der letzteren in durchgehendem Mauerverband standen und weiterhin, daß die Beschaffenheit der Fundamente der Vierungspfeiler die gleiche war. Es ist natürlich anzunehmen, daß diese Quermauern ebenfalls im Osten mit den dortigen Querhausmauern in einheitlichem Verband stehen. Damit sind offenbar durchgehende Fundamentzüge gegeben, welche der gleichen Erbauungszeit wie die übrigen Fundamente angehören. Da sie etwa 1 m dick und $1^1/_2$ m tiefangelegt sind, dürfte gleichfalls gesichert sein, daß sie als Verspannungsmauern gedient haben.

Weiterhin ergab sich, daß unterhalb der heutigen Scheidebögen zwischen den Querhausflügeln und den Seitenschiffen die gleichen Fundamente zutage traten. Diese sind noch heute in den beiderseitigen Endschächten der Heizungsanlage deutlich sichtbar. Sie erschienen als die durchgehenden Fundamente der Querhaus-

[1] Man könnte darauf hinweisen, daß dieser kryptaartige Raum vormals zur Aufbewahrung der Reliquien des heiligen Castor gedient habe und so eine Art Confessio gewesen sei. Hierfür haben sich aber keinerlei Anhaltspunkte ergeben.

wände und zeigten die gleiche Beschaffenheit wie die übrigen Mauerfunde.

Abschließend zu diesen Funden ist zu sagen, daß sie uns ermöglichen, den Verlauf und den Bestand des vormaligen Ostabschlusses und seiner Einzelmauern zu rekonstruieren. Die ursprüngliche Kirche war also erheblich kürzer als die heutige Anlage, deren östliche Erweiterung in der romanischen Epoche erfolgte. Bei der Vornahme dieser Erweiterung wurden einige Teile der älteren Anlage, wie die Apsiden, niedergelegt. Die Disposition des vormaligen Chorhauses wurde dagegen offenbar beibehalten; dies erklärt denn auch die eigentümliche Gestaltung der heutigen Vierungsgrundfläche.

An der Stelle der heutigen Vierung war also vormals das eigentliche Chorhaus, nach Osten mit der Hauptapsis schließend, die beiderseits um etwa 1 m eingezogen war. Nach Westen hin öffnete sich das Chorhaus durch einen Triumphbogen gegen das Langhaus. Der Umfang dieses ursprünglichen Chores entspricht durchaus der Eigenschaft der Kirche als Stiftsmünster. Hier konnten die Stiftskanoniker ihren Gottesdienst sowie ihre gemeinsamen Chorverrichtungen abhalten. Zugleich war dieser Raum dazu geeignet, den Reliquienschrein des hl. Castor würdig aufzustellen.

Die seitliche Ausladung der Querflügel entsprach ohne Zweifel derjenigen der heutigen Querhausflügel, im anderen Falle wären die zutage getretenen Apsidenfundamente nicht von der Mitte der Ostwand aus angelegt gewesen.

B. Der Aufbau des alten Ostchores und Querhauses.

Schon die wiederholten Hinweise auf die Wichtigkeit der Querhausgruppe für die Erkenntnis der vormaligen Anlage von St. Castor ließen es angezeigt erscheinen, die eigentliche Untersuchung des Langhauses vom Ostbau aus zu beginnen. Hier liegt ohne Zweifel der entscheidende Ausgangspunkt für eine weitgehende Erkenntnis auch des Langhauses. Vor allem wird es möglich sein, von hier aus Schlüsse zu ziehen sowohl auf die Gestalt des vormaligen Langhausbaues wie auch auf die zeitliche Entstehung bzw. Einordnung desselben.

Während die ursprünglichen Apsiden verschwunden sind, haben sich die alte Vierung bis zum Ansatz der Vierungsbögen wie auch die Querhausflügel in ihrem aufgehenden Mauerwerk mindestens bis zur gleichen Höhe erhalten[1]. Zwar ist es nicht möglich, genau die obere Grenze des alten Mauerkerns festzustellen. Jedenfalls dürfte der in der Westwand des nördlichen Querflügels eingemauerte Balken, der etwas tiefer als der Scheitel des spätromanischen Gewölbes liegt, bereits wieder zu hoch sein[2].

[1] Es ist bereits darauf hingewiesen, daß der südliche Querhausflügel erneuert wurde.

[2] Weiter unten wird auf die Reste der alten Querhausmauer noch näher eingegangen werden.

Noch wichtiger und entscheidender als diese beiden Feststellungen ist folgender Befund: Der alte Ostgiebel des Langhausdaches, das ohne Unterbrechung vom Westen her über die Vierung hinwegging, ist noch in situ erhalten. Diese Giebelmauer ist über dem Sterngewölbe der Vierung deutlich sichtbar und erhebt sich über dem heutigen Chorbogen. Sie gestattet uns eine Reihe allerwichtigster Feststellungen:

Es ist kein Zweifel, daß diese Giebelwand von einer Anlage herrührt, die vor der Errichtung der Ostchorgruppe um 1180 hier ihren östlichen Dachabschluß hatte. Mit anderen Worten: Auf der Ostseite dieser Giebelmauer setzte die vormalige Hauptapsis an, deren Grundkreis (gemessen nach den Feststellungen über den Verlauf der Fundamente) allerdings wesentlich kleiner im Durchmesser war als der Zwischenabstand der heutigen Chorbogenpfeiler. Hieraus ergibt sich die Folgerung, daß man beim Bauvorgang von 1180 unten im Inneren der Kirche den alten Chorbogen nach Abbruch der alten Hauptapsis erweiterte — ohne dagegen die alten Ostmauern zu beiden Seiten und die Giebelmauer darüber niederzulegen[1]. Durch den Befund über den Gewölben wird dies ganz sicher gemacht.

Über der rundverlaufenden Linie, mit der das kuppelartige spätgotische Vierungsgewölbe gegen die Westseite der obenerwähnten Giebelmauer anschneidet, ist, sehr flach gehalten, der alte Ostgiebel sichtbar, seine Schrägen beinahe wie Tangenten über dem Ansatzkreis des Gewölbes sitzend[2]. Die alte Dachlinie zeichnet sich im Mauerwerk durch den Dachansatz scharf ab, außerdem sind die alten Tuffsteine an der Trauflinie hochkant gestellt. Es handelt sich also hier deutlich um das alte Mauerwerk des alten Ostgiebels selbst, nicht nur um die Nute des alten Daches an eine neue Wand. Dies wird dadurch bestätigt, daß die Dachlinie an ihrer Spitze aussetzt. Sie wurde gelegentlich der Erhöhung dieser Giebelwand für den neuen Ostbau abgebrochen, um hier ein sicheres Auflager und eine Verzahnung für die aufzusetzenden Mauerteile zu gewinnen.

Das neue Ostchordach von 1180 war wesentlich höher als das bisherige Langhausdach. Während die Ostseite der alten Giebelwand früher Außenwand war und die frühere Apsis natürlich überragte, kehrte nach ihrer Erhöhung die Außenfront sozusagen um. Dieselbe nunmehr erhöhte Giebelwand schloß jetzt das höhere Chorhaus nach Westen ab. Oberhalb des Ansatzes des niedrigeren Langhausdaches war in die aufragende Giebelmauer ein schmales Fenster eingesetzt.

---

[1] Dieser Bauvorgang steht durchaus nicht vereinzelt in der Geschichte der mittelalterlichen Architektur. U. a. zeigt der Ostbau des Essener Münsters die gleiche Erscheinung.

[2] Genauere Aufmessungen hiervon im Denkmälerarchiv der Rheinprovinz in Bonn (von F. Krause gezeichnet).

Von dieser Giebelwand von 1180 hat sich das ganze Traufgesimse erhalten. Das schmale Fenster hat auf der Seite nach dem Langhaus zu einen spitzen Steinsturz, während es nach der Innenseite (d. h. nach dem heutigen Chor zu) nur mit einem kleinen Horizontalholz abgedeckt ist — auch ein Beweis, daß diese Giebelwand damals gegen das Langhaus zu Außenmauer war.

Von hier aus betrachtet sind wir in der Lage, für die Anlage um 1180 folgenden Zustand zu rekonstruieren: Das Langhaus, dem von Westen her das fünfstöckige Turmpaar mit Zwischenbau vorgesetzt war, verlief mit erheblich flacher gehaltenem Dach, ohne kenntliche Vierung direkt bis zur Anschlußwand des neuen Ostchorbaues. Dieser nun überragt außen in seiner Höhe das Langhaus um ein beträchtliches, während im Inneren auf die Höhe des alten Langhauses offensichtlich Rücksicht genommen wurde. Man muß diesen Gedanken um so mehr hervorheben, als wir im vorigen Kapitel Gelegenheit hatten, die Schulzusammenhänge der Ostchoranlage zu erkennen. Bemessen nach den engst verwandten Beispielen von Bonn, Laach und Köln, St. Gereon, zeigt das Innere von St. Castor eine erstaunlich altertümliche Haltung, die ihren Hauptgrund in den schwer gedrückten Verhältnissen dieses Chores hat. Der Meister übernimmt die ganze Breite des alten Langhauses, bleibt aber in der Höhenentfaltung gegenüber den anderen Beispielen dieser Gruppe sehr zurück, indem er sich hierbei wiederum vom Langhaus aus entscheidend beeinflussen läßt.

Das neue Ostchordach hatte seine eigenen Zugänge durch die Chorflankierungstürme; der Treppenaufgang des nördlichen Chorturms hat noch seine alte Tür zum Gewölbe des Chors erhalten.

Um 1200 wird die Giebelmauer des Ostchors wieder verändert: die Abschlußwand von 1180 wird noch einmal erhöht, um jetzt das inzwischen höher angelegte Langhausdach gegen den nunmehr niedrigeren Ostteil abzuschließen. Die alte Abschlußwestwand kommt jetzt in den Dachstuhl des Langhauses zu liegen; unter der Fensterbank des obenerwähnten schmalen Giebelfensters wird der Mittelbalken der Vierung durchgestoßen.

Besonderes Interesse beansprucht in diesem Zusammenhang die Ostseite des Chorbogengiebels. Auf dieser Seite wird die etwa 5 m über dem Gewölbe hochragende Giebelmauer durch einen Entlastungsbogen getragen.

Dieser Entlastungsbogen sitzt auf den Belastungsmauern von 1180 auf und steht damit in allerengstem Verband. Unter der Bank des Giebelfensterchens waren besonders große Keilsteine eingesetzt worden, die ihrerseits wieder zu den Bogensteinen des Entlastungsbogens gehören.

Höchst merkwürdig ist die Füllmauer des Entlastungsbogens: flache Ziegelschichten wechseln mit Tuffstreifen. Das Format der

Ziegelsteine ist so außerordentlich flach, daß man zunächst geneigt ist, hierfür eine wesentlich frühere Entstehungszeit anzunehmen[1].

Dieser Entlastungsbogen, der gegen die alte Ostabschlußmauer ansetzt, gibt das Maß der östlich vorgenommenen Verstärkung der alten Abschlußmauer an; daß eine solche Verstärkung vorgenommen wurde, zeigen weiterhin deutlich die in den Ecken sichtbaren Pfeilerstümpfe. Man erkennt allenthalben die berechnende Vorsicht des Architekten, einmal das ungemein schwere Chorgewölbe zu sichern und zugleich die Last der Obermauern und des Dachstuhles den Chorbögen möglichst wegzunehmen.

Projiziert man die Firstlinie des gefundenen ältesten Dachgiebels auf die Ostwand des Westbaues, so endet der Dachgiebel des Langhauses hier etwas über den Fenstersimsen der vierten Turmgeschosse. Die seitlichen Giebellinien gehen dann unter diesem Gesims vorbei nach unten und endigen etwas über dem Dachgesims der Treppenspindeln. Die von F. Krause eingezeichneten Fensteröffnungen der dritten Turmgeschosse gingen hiernach bemessen ebenfalls in das Langhaus der alten Kirche, und zwar kommen die Scheitel der Fensterrundungen noch unter die Horizontale der anzunehmenden Balkendecke[2].

Es wurde bereits mehrere Male hervorgehoben, daß das aufgehende Mauerwerk der Querhausflügel zum großen Teil bei den Bauvorgängen von 1180 und 1200 mitbenutzt und erhalten wurde. Es verlohnt sich, auch dies näher auszuführen.

Zunächst ist an den beiden seitlichen Eingangsbögen zwischen dem Chorhaus und den anlehnenden Sakristeiräumen deutlich sichtbar, daß die hier anstoßenden Chorlängsmauern unvermittelt und ohne Verband gegen die Chorbogenquermauer angelehnt sind. Dies deckt sich mit den Funden, die, wie oben ausgeführt wurde,

[1] Tatsächlich wurde gelegentlich gemeinsamer Besichtigungen von anderer Seite darauf hingewiesen, daß es sich hier um eine karolingische Anlage — speziell mit Rücksicht auf die sonderbaren Ziegel — handeln müsse. Aber der gänzlich unberührte Zustand dieser Wand muß zunächst schon zur Vorsicht mahnen; denn wenn es sich wirklich hier um karolingisches Mauerwerk handeln sollte, dann wäre dasselbe als abschließende äußere Ostwand mindestens mehrere Jahrhunderte der Witterung ausgesetzt gewesen. Hiervon findet sich aber nicht das geringste Anzeichen.

Außerdem läßt sich deutlich feststellen, daß die Füllmauer in keiner Weise mit dem Entlastungsbogen in Verband steht — vielmehr zeigt dieser auf der Bogenseite einen Mörtelverputz —, genau wie der korrespondierende Entlastungsbogen gegenüber auf der Ostseite, der aber nicht ausgefüllt ist. Ist daher nicht diese Füllmauer eine viel spätere, sogar moderne Zutat?

Ohne Aufbrechen der Mauer an dieser Stelle wird eine sichere Beurteilung vorerst nicht möglich sein. Unbedingt aber ist abzulehnen, daß dieser Entlastungsbogen der ursprüngliche karolingische Apsidenbogen gewesen sei. Sowohl die Befunde der Fundamente als auch die Feststellungen auf der Westseite dieser Hochwand und nicht zuletzt der gleiche korrespondierende Entlastungsbogen auf der Ostseite machen eine solche Annahme völlig unmöglich.

[2] Ob ein drittes Emporengeschoß im Mittelbau für den ursprünglichen Zustand der Kirche anzunehmen ist, kann nicht entschieden werden. Jedenfalls müßte, um hier endgültig Klarheit zu gewinnen, die innere Westhochwand sorgfältig und gründlich untersucht werden, was aber mit großen Schwierigkeiten verbunden ist.

gelegentlich des Einbaues der Heizungsanlage an den Fundamentzügen gemacht wurde.

Die gleiche Erscheinung tritt auch innerhalb der Sakristeiräume zutage. Man sieht deutlich, wie die Gewölbe derselben unvermittelt gegen die Ostwand der Querhausflügel anlehnen, ein Zeichen dafür, daß dieselben bei ihrer Einbeziehung gegen die bestehende alte Wand angesetzt wurden, während sie auf den drei anderen Seiten hin in einem Guß mit den abschließenden Wänden erscheinen.

Noch deutlicher ist der primäre Bestand dieser östlichen Querhauswände gegen die anschließenden Chor- und Sakristeianbauten unterhalb des Chordachstuhles abzugrenzen. Wiederum stoßen die Chorhausmauern ohne Mauerverband gegen die Querhaus-Ostwände an. Hier ist sogar deutlich der Materialunterschied zu erkennen: die Chormauern zeigen rohes Bruchsteinmauerwerk ohne Verputz und ohne Bewurf. Dagegen sind die Querhauswände bis zu einer bestimmten Höhe in sorgsamer Tuffgliederung zum Teil mit Verputz gehalten, ein Zeichen, daß dieselben ursprünglich frei gestanden haben.

Das gleiche ist unter dem beiderseitigen Dachstuhl der Sakristeibauten zu sehen. Wiederum an den Ostwänden des Querhauses Tuffsteingliederung mit stellenweise erhaltenem Verputz, während die ostwärts ansetzenden Chormauern rohes Bruchsteinmauerwerk ohne Verputz zeigen, weil sie an dieser Stelle von vornherein nicht frei standen, sondern unter dem Dachansatz verschwanden.

An diesem Teil der Ostwände der Querhausflügel ist auch in der Mauerfläche deutlich erkennbar, daß nachträglich Veränderungen vorgenommen worden sind. Es wird sich um die Vermauerung der ursprünglichen Nebenapsisöffnung handeln. Man erkennt die nachlässige Arbeit an dieser Stelle gegenüber der sorgfältigen Behandlung der übrigen alten Wand.

Daraus ergibt sich für den Ostabschluß der vormaligen Anlage, daß ihre drei Apsiden einer durchgehenden Mauer vorgebaut waren. Den Apsiden kam die Aufgabe zu, das künstlerische Bild der Kirche dem Rheinstrom zu wirkungsvoll zu beleben. Bei ihrer Abstufung in Haupt- und Nebenapsiden, wobei der Mittelteil mit dem abschließenden Hauptgiebel beherrschend hervortrat, konnte dieses vollkommen erreicht werden.

Zur Vervollständigung des Bildes der ursprünglichen Anlage wird es gut sein, auch die gegenüberliegende Westseite der Querhausmauern heranzuziehen. Die hierfür vorgenommenen Untersuchungen erfolgten im Dachstuhl der Seitenschiffe. Auch hier traten die gleichen Erscheinungen zutage, welche im Osten bereits gemacht wurden, und die wiederum darauf schließen lassen, daß in den Mauerzügen der heutigen Querhausflügel beträchtliche Teile der vorangehenden Anlage mit verwandt und erhalten sind.

Zunächst erkennt man wiederum die gleiche Tuffsteingliederung mit teilweise erhaltenem Verputz. Daraus ist zu schließen, daß auch dieser Wandteil vormals auf freie Sicht behandelt war, und daß er

einer wesentlich anderen Anlage angehört haben muß, bei welcher die anstoßenden Seitenschiffe mit ihren Pultdächern erheblich niedriger angelegt waren. Dies kann aber nur aus dem Bauabschnitt stammen, in dem die Seitenschiffe noch nicht eingewölbt waren. Denn die Einwölbung derselben bedingte naturgemäß eine Höherführung sowohl ihrer Außenmauern wie auch ihrer Dachbildung. Die Höherführung der Außenmauern ist deutlich wahrzunehmen. Man sieht nämlich, wie der obere Teil derselben gegen die verputzten Außenkanten der Querhauswände ohne jede Verbindung im Mauerwerk angelehnt ist.

In diesem Zusammenhang muß noch hervorgehoben werden, daß die Querhausflügel, soweit der heutige Befund hierfür herangezogen werden kann, in ihrem oberen Teil nach Westen hin keine Fensteröffnungen besessen haben. Jedenfalls haben sich hierfür keine Spuren ergeben. Die Lichtzufuhr wird daher auf die Fensteröffnungen in den Nord- und Südmauern beschränkt gewesen sein. Bei den Restaurationsarbeiten am südlichen Querhaus müssen diese wieder zutage getreten sein, jedenfalls sind uns hier die Umrisse eines alten Doppelfensters in der Außenwand erhalten.

Wichtig ist ferner, daß die heutigen Querhausflügel die Ausdehnung der vormaligen Querflügel übernommen haben. Damit ist das Maß der seitlichen Ausladung festgelegt nicht nur für die alten Querhausflügel selbst, sondern auch für die Außenmauern der Seitenschiffe; wie weiter unten gezeigt wird, hatten diese mit mit den Außenwänden der Querflügel durchgehenden Verlauf.

Der an der westlichen Wandfläche der Querhausmauern festgestellte Verputz springt nicht auf die anstoßenden Langhausmauern über. Vielmehr geht hier deutlich erkennbar eine Baufuge senkrecht abwärts, entsprechend dem Befund an den Westtürmen. Das aufgehende Tuffmauerwerk ist einheitlich. Ein kleiner Mauerrücksprung, der über den Gewölben der Seitenschiffe erkennbar ist, darf hier nicht irreführen, als handele es sich um eine nachträglich erfolgte Mauererhöhung. In diesem Zusammenhang geben auch einige Putzreste im Verlauf der Langhaushochwand über den Seitenschiffgewölben Anlaß zu der Vermutung, daß hier vormals doch ein Emporenraum gewesen sei. Dem widersprechen aber einmal die bereits oben gemachten Feststellungen, außerdem beachte man die Ansatzlöcher eines vormaligen Dachstuhles. Das System ihrer Anordnung läßt erkennen, daß es sich hier um eine frühere Giebeldachfolge für den Verlauf der Seitenschiffe handelt, die den triforienartigen Mittelschifföffnungen entspricht. Vielleicht haben wir hier einen spätgotischen Bauvorgang, der u. a. auch die Aufgabe hatte, die Lichtzufuhr zum Inneren durch die Pseudoemporenöffnungen zu heben.

Zusammenfassend kann als Ergebnis dieser Untersuchungen festgestellt werden:

Die sehr breite, querrechteckige Vierung hatte in dem vorangegangenen Bau südlich und nördlich einen längsrechteckigen Quer-

hausflügel, die mit kleineren Nebenapsiden nach Osten ausklangen. Die Vierung selbst, soweit man für diesen Bauteil diesen Namen gelten lassen will, war zugleich Chorraum und öffnete sich nach Osten zu in die Hauptapsis, die beiderseits um einen Meter enger ansetzte als die Breite des Chorraumes selbst.

Diese vormalige Vierung war äußerlich, etwa durch einen Vierungsturm, nicht hervorgehoben. Wohl kreuzten sich hier die Dächer der Querhausflügel mit demjenigen des Langhauses. Wenn auch nicht mit aller Bestimmtheit, so kann doch mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die Querhausgiebel die gleiche Höhe hatten, wie wir sie an der früheren Ostgiebelwand feststellen konnten.

Die ursprünglichen Vierungsbögen saßen naturgemäß wesentlich niedriger als die heutigen. Wir wiesen oben auf die spätromanischen Kapitelle über den altertümlichen Pfeilern sowie auf den Befund, daß die heutigen Vierungsbögen gestelzt werden mußten. Demnach haben wir anzunehmen, daß die heutigen Vierungspfeiler noch die alten sind, daß ihre ursprüngliche einfache Kämpferplatte durch die spätromanischen Kapitelle ersetzt wurden, und daß die vormaligen niedrigeren Bögen gleich halbrund hierauf ansetzten. Die so rekonstruierten Vierungsbögen entsprechen tatsächlich auch dem Chorbogen von 1180, bei dessen Anlage auf die damals bestehende Ostbauanlage und Vierung Rücksicht genommen wurde. Was die Fensterhöhe des Ostbaues vor 1180 betrifft, so dürfte uns hierfür ein wichtiger Anhaltspunkt in den zwei erhaltenen Fenstern an der Außenwand des südlichen Querflügels gegeben sein.

Auch das alte Sockelgeschoß dürfte nach den Bauresten im Osten zu rekonstruieren sein. Innerhalb der beiderseitigen Sakristeieingangstüren befinden sich an der alten durchgehenden Querhausmauer noch die vormaligen äußeren Profilreste, die zum Teil allerdings abgeschlagen sind. Jedenfalls sind gerade diese Profilreste von entscheidender Wichtigkeit, da sie mit den Gesimsprofilen, die wir am Westbau erkannten, übereinstimmen.

C. Ausgrabungen im Langhaus.

Aus dem Grundriß ergibt sich nun, daß die Vierung und das im Mittelschiff höherliegende Gesimse des Westbaues genau dieselbe Flucht des heutigen Mittelschiffs verlangen. Dies wird auch durch die vorgenommenen Ausgrabungen bestätigt[1]; allerdings nur

[1] Es sei hier betont, daß nicht nur das höher liegende Profil des Mittelschiffes beweist, daß mindestens das Hochschiff des Baues vom Ende des 11. Jahrhunderts dieselbe Breite wie das heutige Mittelschiff hatte: denn wie der Befund im dritten Westturmgeschoß zeigt, hatte der damalige Architekt auf der Ostseite desselben auf das anstoßende Dach und das Innere des Langhauses Rücksicht zu nehmen. Aus dieser Rücksichtnahme auf die bestehende Langhausanlage ist zu erklären, daß für den Teil, den die drei unteren Geschosse der Türme in das Langhausinnere hineinragen, ihre Wände nicht gegliedert und mit Pilastern aufgeteilt sind, wie dies an den anstoßenden Ostecken der Fall ist.

negativ. Der Aufbau der Langhausarkaden ist spätromanisch Bohrungen bewiesen, daß die spätromanischen Säulendienste und Vorlagen mit dem Mauerkern der Pfeiler im Verband stehen, mit anderen Worten: daß die Arkadenpfeiler auch nach den Seitenschiffen zu einheitlich sind. Es sollte nun untersucht werden, ob das Fundament unter den Arkadenpfeilern älter als das aufgehende Mauerwerk sei, und ferner, ob die Ansicht Lehfelds von der Einschiffigkeit der karolingischen Kirche stichhaltig oder abzulehnen sei.

Da die südliche Seite des ganzen Langhauses bei der letzten großen Restauration vollständig niedergelegt und neu aufgeführt wurde, schied sie für eine erfolgversprechende Untersuchung aus. Aufklärung konnte nur die Nordseite bringen. Hier wurden daher Untersuchungsgräben angelegt, ausgehend vom nördlichen Pfeiler der heutigen Orgelempore sowohl nach Osten wie nach Nordosten und nach Norden. Die Gräben wurden bis 1,50 m ausgehoben. Die Fundamente der beiden Mittelschiffspfeiler wurden nach drei Seiten hin freigelegt, ebenso die Strecke zwischen den beiden[1].

Dagegen wurden die Grabungen nordwärts über die Flucht der Pfeilerfundamente hinaus möglichst beschränkt, ebenso die Untersuchungen in den Langhausboden hinein. Hier begnügte sich der Verfasser mit 2 m tief eingelassenen Bohrlöchern.

Als Gesamtergebnis ist folgendes festzuhalten, wobei allerdings der Verfasser durchaus nicht die letzte und unbedingt stichhaltige Erklärung zum St.-Castor-Problem gegeben haben möchte:

1. Irgendwelche Querzüge von Fundamentmauern im westlichen Teil des Langhausinneren sind nicht gefunden worden. Insgesamt scheint der Bodenraum des Inneren für Beisetzungen gedient zu

---

[1] Die Ausgrabungen konnten nur einen beschränkten Umfang haben — einmal, weil der Pfarrverwaltung mit Rücksicht auf den Sonntagsgottesdienst nicht zugemutet werden konnte, für dieselben das Kircheninnere mehr als fünf Werktage einer Woche freizugeben —; daneben waren mit diesen Arbeiten so viele zerstörende Eingriffe in den Bodenplattenbelag und die Holzunterlage unter den Mittelschiffbänken verbunden, daß der Verfasser sich mit dieser verhältnismäßig geringen Ausgrabungsfläche begnügen mußte, abgesehen davon, daß alle entstehenden Unkosten ihm persönlich zur Last fielen. Immerhin betrachtet er es heute als seine Pflicht, seiner eigenen Überzeugung an dieser Stelle Ausdruck zu geben, daß es wertvoll gewesen wäre, wenn er seine Grabungen und Bohrungen weiter ausgedehnt und vor allem auch an anderen Stellen des Langhauses angesetzt hätte.

Das vorliegende Ergebnis kann daher auch kein vollständiges und abschließendes sein — und es ist ein dringender Wunsch des Verfassers, daß die fehlenden Untersuchungen baldmöglichst ergänzt und nachgeholt werden möchten. Immerhin war für die vorgenommenen Grabungen die Problemstellung als solche richtunggebend, die die Fragen zu untersuchen hatten:

1. Schloß das Mittelschiff vormals früher ab als mit der heutigen Westwand des Inneren?
2. War die vormalige Anlage einschiffig?
3. Oder war vorher auch bereits eine mehrschiffige Anlage mit Arkadenstellungen zwischen Mittelschiff und Abseiten?

Was dagegen dem Verfasser damals noch nicht als ebenso wichtig und untersuchungswert erschien, ist die Frage der vormaligen Arkadenstellungen, sowohl ihrer Zahl wie ihrer Abstände nach. Ohne hier Klarheit zu schaffen, wird es nicht gelingen, den Bau von 836 umfassend wiederzugeben.

haben, da sich hier kaum noch gewachsener Boden, wohl aber Reste von Gebeinen und Totenbestattungen fanden. Da aber die Ausgrabungen 1,50 m tief gingen — zum Teil noch unter die Fundamentsohlen der heutigen Langhauspfeiler —, hätte man unter allen Umständen auf Fundamentreste einer Quermauer stoßen müssen, wenn eine solche wirklich bestanden hätte.

Damit fallen zwei Annahmen: einmal hat das Langhaus immer die gleiche Längenausdehnung nach Westen besessen wie heute, außerdem muß abgelehnt werden, daß ein ursprüngliches karolingisches Westwerk im Innern des heutigen Langhauses gestanden haben könne.

Gerade die ungemein breitgelagerte Raumform des Inneren könnte nämlich zu der Vermutung Anlaß geben, daß der karolingische Gründungsbau im Grundriß viel gebundener mit der Einheit eines Mittelschiffsquadrates gewesen sei; in diesem Falle hätte allerdings eine Westwerkanlage etwa von der Tiefenausdehnung des heutigen Westbaues noch vor dem eigentlichen Innern, und zwar innerhalb des heutigen Langhausgrundrisses, gestanden haben können. Es ist wichtig, daß sich hierfür keinerlei Anhaltspunkte ergeben haben. Auch an den Pfeilern würden sich irgendwelche Residuen gezeigt haben, die auf seitliche (von Nord nach Süd gehende) Mauerteile hingewiesen hätten.

2. Die vormalige Langhausanlage war nicht einschiffig, wie dies rein gefühlsmäßig von Lehfeld angenommen bzw. vermutet wurde. Weder zwischen der Westabschlußwand und dem ersten Pfeiler noch zwischen diesem und dem zweiten Pfeiler haben sich irgendwelche Fundamentzüge von durchgehendem Mauerwerk gezeigt. Gewiß mögen bei Umbauten ganze Fundamente völlig ausgehoben worden sein, so daß es nicht mehr möglich ist, ohne spezielle Untersuchung in dieser Richtung den Verlauf bzw. die Stellung der ursprünglichen Arkadenfundamente festzustellen. Aber wichtig bei den Untersuchungen war, daß größere Teile dieser Zwischenstrecken noch gewachsenen Boden zeigten.

3. Die Grundrißform der vormaligen Anlage war also von vornherein mehrschiffig, und zwar hatte sie für die Breitenausdehnung die gleichen Maße wie die heutigen. Es geht also nicht an, zu vermuten, die ursprüngliche Kirche sei schmäler und ihr Mittelschiff sei enger als das heutige gewesen.

4. Dagegen ist nicht ganz sicher gelöst die Frage der vormaligen Arkadenstellungen. Wenn wir das Ergebnis der vorgenommenen Untersuchungen an dieser Stelle als grundlegend und richtungweisend für den ganzen Bau nehmen könnten, dürfte es angebracht erscheinen, für die frühere Anlage die gleiche Arkadenaufteilung mit der gleichen Pfeilerstellung anzunehmen[1]!

[1] Reste von Säulen als Trägern der Arkaden haben sich weder bei den Ausgrabungen noch sonst gefunden. Es darf also mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß auch die vorangegangene Kirche Pfeilerarkaden zwischen Langhaus und Abseiten gehabt hat.

Denn die freigelegten Pfeilerfundamente zeigten folgende Technik: in den untersten Lagen, ein wenig über den übrigen Mauerkern hinaus vorstehend, bestanden die Fundamente aus Gußmauerwerk, und zwar aus Kalk- und Rheingeschiebepackung. Darüber dagegen trat die gleiche und sorgfältige Querschichtung auf, die wir auch am freistehenden Aufbau der Pfeiler beobachten können[1].

Wie oben ausgeführt, fanden sich in den Zwischenstrecken der Arkadenstellungen keine anderen Fundamente, weder laufende noch einzelne. Hier entsteht also die entscheidende Frage: Hat der spätromanische Architekt die Fundamente der vorangegangenen Arkadenstellungen restlos ausgerissen? Oder hat er die Disposition derselben und evtl. sogar die unteren Gußlagen für seine sonst neu aufgeführten Pfeiler übernommen?

Zweierlei dürfte dafür sprechen, daß diese an sich recht weiten Arkadenstellungen auf einen älteren, ursprünglichen Entwurf zurückgehen. Das Quadrat der spätromanischen Seitenschiffdisposition hat seine Ausgangseinheit in der Länge der Arkadenzwischenräume; um diese eine Seite für die Quadratfigur durchführen zu können, geht der Architekt dazu über, die Außenmauern der Abseiten dem Innern zu wesentlich zu ändern und hier eine ganz neue Innenarchitektur mit Wandpfeilern und Bogennischen vorzusetzen. Sollte dieser Bauvorgang nicht dafür sprechen, daß damals die vormalige Arkadenstellung mit übernommen wurde?

Noch ein weiteres spricht dafür, daß die frühere Anlage bereits weite Arkadenstellungen entsprechend den heutigen besessen haben muß: die Seitenschiffe sind ebenso wie das Mittelschiff ungewöhnlich breit. Bei dem großen Pilgerzudrang, den die Verehrung der Reliquien des hl. Castor zur Folge haben mußte, durfte der Architekt nicht aus dem Auge lassen, die Seitenschiffräume möglichst organisch und ungehindert mit dem Langhaus und Chorraum zu verbinden. Enge und allzu viele Pfeilerstellungen hätten dies direkt verhindert. So dürfte es verständlich sein, daß der frühere Architekt bereits zu solchen weiten Bogenstellungen griff, die uns sonst am Rhein für diese Zeit nicht so geläufig sind. Aber bei der auffallend abweichenden Haltung der Castorkirche von der übrigen rheinischen Gruppe wäre diese auffallend weite Bogenstellung der Arkaden eine konsequente Durchführung eines einzigartigen Bauprogramms. Oder ist es sogar angebracht, gerade an diesem Punkt unserer Untersuchungen den Blick nach der Bischofsstadt Trier zu richten? Dort stand im Mittelpunkt der frühmittelalterlichen Kunstanschauung der große Dom mit seinen gewaltigen Breitenausmaßen, wie sie kein mittelalterlicher Dombau noch einmal übernommen hat. Könnte nicht doch der Meister von St. Castor, auch wenn er bei Einhard und der Kaiserlichen Akademie sich Rat und Anregung geholt hat, hier in Trier im Angesichte des mächtigen Domes und seines ungemein imponierenden Inneren eine erste und sich immer

[1] Die Tiefe der Fundamente beträgt 1,50 m, ihre seitliche Ausladung über den Pfeilerkern hinaus 0,60 m.

wieder durchsetzende Grundidee in sich aufgenommen haben, die für die Planung und Gestaltung der Castorkirche entscheidend werden mußte? Ist nicht auch daran zu denken, daß der erzbischöfliche Bauherr Hetti selbst den ausgesprochen trierischen Charakter für den Bau von St. Castor gewollt und seinerseits mitgefördert hat?

Ein Letztes und Abschließendes zu diesem wichtigen Kapitel zu sagen, ist heute noch nicht möglich, solange nicht noch an anderen Stellen im Inneren von St. Castor gegraben ist — solange aber auch der Aspekt der frühmittelalterlichen und karolingischen Architektur von Trier und seinem Erzbistumsgebiet nicht gesichert und namentlich auch für diese Fragen nicht geklärt ist.

Wiederholt schon haben wir die Seitenschiffe und ihre Außenmauern bei unseren Betrachtungen und Untersuchungen berührt. Es ist keine Frage, daß sie in ihrer heutigen Erscheinung das Ergebnis der spätromanischen Bauvorgänge darstellen. Aber wir haben auch wiederholt Gelegenheit gehabt, festzustellen, daß in der Substanz ihrer Anlage entscheidende Teile der vorangegangenen Anlage erhalten geblieben und mitbenutzt sind[1]. Es handelt sich hierbei um den äußeren Teil der Abseitenmauer, während die innere Gliederung mit Wandpfeilern und Bogennischen, wie oben ausgeführt, der romanischen Epoche angehört. In diesem Zusammenhang kann auf diese Weise auch die Frage behandelt werden, ob diese Bogennischen in den Seitenschiffwänden karolingischen Ursprunges sein können. An sich bedarf es hierzu nach dem Voraus-

---

[1] Wir müssen uns bei der Untersuchung der Seitenschiffe wiederum an die Befunde auf der Nordseite halten, da die Südseite völlig neu aufgeführt werden mußte. Nach den Berichten über die Restaurationsarbeiten war an dieser Stelle die Castorkirche am meisten in ihrer Bausubstanz bedroht. Die Kirche stand hier vor dem Einsturz, so sehr waren die Seitenschiffmauern unter dem Gewölbedruck ausgewichen. Man darf nicht vergessen, daß an dieser Seite der Kirche vordem die alten Stiftsgebäude mit Kreuzgangflügeln gelegen waren, die für das Langhaus der Kirche eine Sicherung und Verstrebung darstellten. Mit dem Abreißen dieser Flügelbauten nach der Säkularisation stellten sich allmählich und zwangsläufig die Schäden für das Seitenschiff auf dieser Seite ein. Zunächst versuchte man damit Abhilfe zu schaffen, daß man eine Art Stützmauer errichtete, um so die Abseitenmauer zu stärken. Aber auch diese Vorsichtsmaßregel konnte die Gefahr des Überkippens der Seitenschiffmauer nicht aufhalten. So entschied man sich zum Niederlegen dieses Seitenschiffes und zu einem vollständigen Neubau desselben.

Hierbei allerdings hat der sonst sehr sorgfältige Architekt einen wichtigen Gesichtspunkt übersehen: Diese heutige südliche Seitenschiffwand springt im Gegensatz zur nördlichen um etwa 60 cm gegenüber dem Querhausflügel zurück. Worauf ist dieser Vorgang zurückzuführen? — Der die Restaurationsarbeiten leitende Architekt, der die sehr dicken Mauern auf der Nordseite technisch nicht mehr benötigte, glaubte die bisherigen dicken südlichen Mauern lediglich auf Mauerverstärkungen zurückzuführen. Daher begnügte er sich auf die Wiedererrichtung einer verhältnismäßig dünnen Außenwand, die vor allem die innere Gliederung wie auf der Nordseite bringen sollte.

Dr. Michel ist es durch Grabungen an dieser Stelle gelungen, festzustellen, daß tatsächlich noch neben der heutigen Außenmauer die Fundamentzüge einer vormaligen weiteren Mauer erhalten sind, deren Außenverlauf genau wie auf der Nordseite in einer Linie mit der Südaußenwand des Querhauses durchgeht.

gegangenen eigentlich keiner Erklärung. Aber da diese Bogennischen in der bisherigen Literatur[1] vielfach speziell als entscheidende Hinweise der karolingischen Entstehungszeit von St. Castor betrachtet und mit den Pilasterkapitellen besonders hervorgehoben wurden, muß diese irreführende Ansicht widerlegt werden. Sie verdanken ihre Entstehung[2] einer feinsinnigen bautechnischen Überlegung des spätromanischen Meisters, der auf diese Weise eine ausgezeichnete Sicherung der Gewölbe und die obenerwähnte Ausgleichung der Raumeinheiten zur Quadratform erzielte. Auch das Auftreten dieser Nischen spricht deutlich für den engen Schulzusammenhang der Baugeschichte von St. Castor in der spätromanischen Epoche mit der niederrheinisch-kölnischen Schulgruppe. Ich verweise hierbei auf das wiederholte Auftreten des Nischenmotivs in Köln, z. B. in St. Aposteln, Groß-St.-Martin, das damals seinen Ausgangspunkt in Schwarzrheindorf oder im alten Dekagonbau von St. Gereon in Köln gehabt haben mag[3].

Welche Mauerstärke werden nun die vormaligen Seitenschiff-Außenwände besessen haben? Einmal dürfte dieselbe aus dem Befund über den Gewölben ersichtlich sein, wo die aufgehende Belastungsmauer deutlich zurücktritt. Außerdem kommt eine wichtige Überlegung für die Erkenntnis dieser Frage hinzu: Die heutige Grundrißdisposition von St. Castor läßt das sonst übliche Verhältnis von 1 : 2 zwischen Seiten- und Mittelschiff vermissen. Nun ist die Abweichung nur gering, und zwar entspricht sie der Einbeziehung der spätromanischen Innenverstärkung. Abschließend werden wir für die Seitenschiffmauern die Dicke der Außenwände der Querhausflügel anzunehmen haben, mit denen sie, wie der heutige Zustand auf der Nordseite noch deutlich erkennen läßt, in einer Flucht verliefen.

Auch für die Höhe der ursprünglichen Seitenschiffe fehlt es nicht an Hinweisen. Wenn die Kirche, wie wir nachgewiesen haben, immer dreischiffig war, weshalb hat dann der Architekt an der Westwand der heutigen Seitenschiffe (d. h. an der Ostwand der Westtürme) das wiederholt erwähnte Kranzgesims durchgeführt? Daß dieses von vornherein für das Innere bestimmt war, ist nicht anzunehmen. Eine Erklärung kann nur dahin lauten, daß die damaligen alten Seitenschiffe so niedrig waren und daß der Verlauf der Dachneige so flach gehalten war, daß das Kranzgesims an dieser

---

[1] Vgl. u. a. Dehio und v. Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes I, S. 162.

[2] Man glaubte, diese Nischenbildung mit der Stiftskirche in Essen, mit der Einhardsbasilika in Michelstadt und der Palastkapelle Karls des Großen in engeren Zusammenhang bringen zu können.

[3] Nicht ausgeschlossen ist allerdings die Möglichkeit, daß die ursprünglichen Seitenschiffmauern ihrerseits schon die Nischenaufteilung im Innern hatten. In diesem Falle könnte dieselbe den spätromanischen Architekten zur Wiederaufnahme des Motivs veranlaßt haben.

Stelle ungestört herumgeführt werden konnte, ohne von dem Seitenschiffdach überschnitten zu werden[1].

Oder war die Lösung der Westwand der Seitenschiffe ursprünglich ähnlich wie die heutige der spätromanischen Westwände? Einen ähnlichen Fall bietet das Westwerk von Brauweiler (vor 1141). Man käme alsdann zu einer gleichen Höhe wie heute. Dem widerspricht wiederum die Gliederung des zweiten Turmgeschosses, das an der Ostseite einen Dachstuhl ausschließt, vielmehr frei sichtbar sein sollte. Man erkennt gerade an diesen Befunden, daß es sich hier offenbar um zeitliche Differenzen in der Bauausführung handelt oder sogar um Änderungen während des Baues, so daß Westwerk und Seitenschiffe nicht aufeinander passen wollen.

D. Das Westwerk.

Bei den Ausführungen der Baubeschreibung hatten wir bereits Gelegenheit, den heutigen Baukörper der Westtürme daraufhin zu untersuchen, welcher Zeit ihre Entstehung angehört und ob wir Teile derselben der karolingischen Epoche zuteilen können. Dabei kamen wir zunächst zu dem Ergebnis, daß die Anlage des Turmpaares, so wie sie sich heute darstellt, in den vier unteren Geschossen dem 11. Jahrhundert angehören muß. Trotzdem wiesen gewisse Einzelheiten doch wieder darauf hin, daß der Gründungsbau von 836 nicht ganz ausgeschaltet werden kann.

Es handelt sich einmal um die Tatsache, daß die beiden Gurtbogenpfeiler in der Erdgeschoßhalle rechts und links vom Haupteingang mit der abschließenden Westmauer des Langhauses nicht im Verband stehen. Das gleiche gilt auch von den korrespondierenden Wandpfeilern auf der gegenüberliegenden Seite: auch sie stehen ohne Verband mit der Außenmauer der Türme. Wir haben aber festgestellt, daß das Langhaus in seiner spätromanischen Anlage gegen ein bereits bestehendes Westwerk errichtet worden sein muß; wir haben ferner erkannt, daß die über der Eingangshalle befindliche Kapelle erkennen läßt, daß wir hier eine Anlage des 11. Jahrhunderts haben, bei der alle Teile organisch miteinander verbunden sind.

Was bedeutet demgegenüber die Feststellung an den Wandpfeilern in der Erdgeschoßhalle? Zum mindesten sind sie bei ihrer Errichtung gegen bestehende ältere Mauern angefügt worden, d. h. die gegen sie anlehnenden Quermauern müssen von einer älteren Anlage herrühren. Wir stehen also doch vor der Möglichkeit, anzunehmen, daß der Architekt des 11. Jahrhunderts bei der Errichtung der Turmpaaranlage gewisse Teile des vorangegangenen Baues mit-

[1] Man kommt mit einer solchen Rekonstruktion allerdings zu einer derartig geringen Höhe der Seitenschiffe im Verhältnis zur ursprünglichen Höhe des Mittelschiffes, daß dieser Erklärungsversuch recht problematisch bleibt. Aber zur Zeit ist kaum ein anderer Ausweg möglich.

Man darf hierbei auch nicht vergessen, daß das ursprüngliche Außenbild von St. Castor wesentlich anders war, indem der Außenbaukörper erheblich höher frei stand und nicht so sehr wie heute infolge der Bodenveränderungen in die Tiefe sank.

benutzt hat. Denn es ist wohl kaum anders zu erklären, daß struktiv höchstwichtige Bauteile wie diese Bogenpfeiler, die sowohl für den Aufbau der Emporenkapelle wie namentlich auch für die inneren Hochmauern der Türme die Substruktion liefern, bei einer einheitlichen Neuanlage ohne Verband mit der Quermauer angelegt worden sind.

Ferner: Wie sind die Bogenanlagen an der Westabschlußwand des Langhauses zu beiden Seiten des Haupteinganges zu erklären? Zu den vorhin erwähnten Gurtbögen in der Erdgeschoßhalle haben sie keinerlei Beziehung. Als Portalöffnungen kommen sie bei der heutigen Anlage aus dem 11. Jahrhundert nicht mehr in Betracht. Sollten daher nicht auch sie auf einen vorangegangenen Westabschluß des Langhauses hinweisen, von dem bestimmte Teile wenigstens vom Architekten des 11. Jahrhunderts für seine neue Konzeption und Anlage mitbenutzt wurden?

Wir kommen in diesem Zusammenhang noch einmal zurück auf die eigentümlichen Pilasterkapitelle, die uns im Äußern des Westbaues entgegentraten. Georg Humann[1], der sie einer eingehenden Würdigung und historischen Einordnung unterzogen hat, ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß als ihre Entstehungszeit die karolingische Epoche anzusprechen ist.

Aber von welchem Bauteile stammen sie her? — Daß sie für eine bevorzugte Baugruppe der Gründungsanlage hergerichtet wurden, steht außer Frage. Genau betrachtet, sind sie vom Baumeister des 11. Jahrhunderts so verwandt und angebracht worden, daß sie heute alle an der rechten Stelle sitzen, sowohl über den breiten wie über den schmalen Pilastern. Das ist gewiß kein Zufall. Die einzige Erklärung kann nur dahin lauten, daß sie bei einer vorangegangenen Anlage in gleicher Verwendung eingebaut gewesen sein müssen, und daß der Architekt um 1100 sie für seine Neuanlage wieder für die gleiche Stelle mitverwandt hat.

Daß diese Kapitelle sich tatsächlich an der richtigen Stelle befinden, läßt sich durch folgende Überlegung unterstützen: Es sind im ganzen 10 Kapitelle. Von diesen zehn sind nur zwei Eckstücke mit bearbeiteten, aneinanderstoßenden Seiten. Die übrigen acht Kapitelle sind dagegen alle nur für eine Sichtfläche bearbeitet. Die Eckstücke befinden sich heute an den einzigen Ecken des Westbaues, wo sie nach zwei Seiten freiliegen: an der NW- bzw. SW-Ecke der Türme. Ebenso passen, wie bereits gesagt, im großen gesehen auch die übrigen Kapitelle auf die Pilaster; nur müssen die Mittelpilaster der vorangegangenen Anlage breiter, die übrigen schmäler gewesen sein; außerdem müssen sie alle flacher behandelt gewesen sein. Es würde also schwer fallen, an eine andere vormalige Verwendung dieser zehn Kapitelle zu denken: Sie waren Schmuckteile der Schauseite der ursprünglichen karolingischen Anlage. Und

[1] G. Humann, Zur Geschichte der karolingischen Baukunst, II. Bd., S. 29, Straßburg 1911.

da der Meister um 1100 ihre Verwendung analog ihrer vormaligen Anbringung im Baukörper des neuen Westbaues vornahm, haben wir gewisse Anhaltspunkte für die Gestaltung und die Form des vorangegangenen Westbaues. Er muß zum mindesten mehrgeschossig gewesen sein: Im Erdgeschoß können diese Kapitelle keine Verwendung gehabt haben — hier waren vermutlich drei Bogenöffnungen, die den obenerwähnten drei Bögen in der Westabschlußmauer des Langhauses entsprechen. Die Kapitelle müssen daher schon im Obergeschoß angebracht gewesen sein, und es liegt nun nahe, von hier aus ausgehend eine Rekonstruktion zu versuchen, die eine besonders hervorgehobene Schauseite der Westanlage bringt.

Jedenfalls steht hiernach zum mindesten außer Zweifel, daß vor der heutigen Westturmanlage des 11. Jahrhunderts bereits ein vorangegangener Westbau aus karolingischer Zeit bestanden haben muß — und daß der romanische Meister bestimmte Teile desselben mitbenutzt hat: nicht nur Teile der Mittelschiffsabschlußmauer mit ihren Eingangsbögen sowie Teile der durchgehenden Außenmauer im Mauerkörper der heutigen Turmanlage, nicht nur die Pilasterkapitelle, sondern vor allem auch die Grundrißdisposition. Nur so ist die merkwürdige Haltung der heutigen Westwerkanlage von St. Castor zu verstehen, und nur so ist ihr Konzeptionsgedanke zu erklären.

Wir haben an anderer Stelle die Abhängigkeit der St. Floriner Westwerkgestaltung von St. Castor hervorgehoben, aber welche Monumentalität zeichnet St. Florin aus gegenüber der Anlage von St. Castor! Dort vor allem die organische Angliederung des Westbaues an die übrige Kirche, die von innen herausgewachsene Verbundenheit beider Baukörper, das Hervorheben des breiten Mittelschiffes, während den Seitenschiffen in ihrer ganzen Breite die mächtigen Türme vorgesetzt sind. — Bei St. Castor will das Westwerk trotz der Turmanlage kein organisches Verhältnis finden zu dem Gesamtbau der übrigen Kirche. Es steht völlig isoliert vor dem Langhaus, und der Umstand, daß die Türme mit ihren sechs Geschossen außerordentlich über den übrigen Bau hinausragen, läßt diesen Mangel an Zusammengehörigkeit noch deutlicher in Erscheinung treten. Hier fehlt das Gesetz der Proportion, hier fehlt die ausgeglichene Komposition, hier fehlt die innere Verbundenheit: diese engbrüstige Anlage ist niemals die erstmalige Konzeption eines Meisters um 1100, man fühlt und erkennt, daß er sich selbst Fesseln und Zwang angelegt hat, — er hat die Idee und die Disposition der vorangegangenen karolingischen Anlage übernommen, und das Neue, den Gedanken der Doppelturmanlage, hat er gewaltsam mit dem Früheren zu verbinden gesucht.

Wir kommen hiermit auf eine wichtige Erkenntnis: Die vorangegangene karolingische Anlage war keine Turmanlage im Sinne der heutigen. Sie war vielmehr ein der Langhausanlage vorgelagerter Westbau mit einer Eingangshalle im Erdgeschoß und mit

einem oder zwei Stockwerken darüber. Aber wie war die Aufstiegmöglichkeit zu den letzteren? Die bereits erwähnten Türbogen im Erdgeschoß lassen nicht zu, daß innerhalb der Eingangshalle Treppenanlagen waren. Das Erdgeschoß war vielmehr eine breitgelagerte, durchgehende, freigehaltene Halle, etwa vergleichbar, wie wir uns nach Humanns Forschung das ursprüngliche Westwerk des Essener Münsters im Erdgeschoß zu denken haben. Wir kommen damit auf die ebenfalls so merkwürdig anmutenden Treppentürme neben den Haupttürmen. Es ist interessant festzustellen, wie der Meister von St. Florin diese Treppentürme in das Innere der Haupttürme einbezogen hat. Diese Floriner Konzeption ist die organischere und bedeutet eine wesentliche Verbesserung gegenüber dem Vorbild an St. Castor.

Wenn wir vorhin hervorhoben, daß die Grundrißdisposition des Westwerkes von St. Castor auf die vorangegangene karolingische Anlage zurückzuführen ist, so betrifft dies vor allem die Anlage der Treppentürmchen. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß sie als dringend nötige Aufgänge für die Obergeschoßanlage beim Gründungsbau mitaufgeführt und beim Umbau mitverwandt wurden. Es ist schwer, am aufgehenden Mauerwerk der ganzen Anlage zu bestimmen, wieweit nun die Treppentürmchen noch die alten sind. Wichtig dagegen ist, daß dieselben es erkennen lassen, daß in der Anlage des 11. Jahrhunderts die Emporenkapelle beiderseits auch in die Obergeschosse der beiden Türme durchgeführt werden konnte. Spätere Umbauten haben zwar das ursprüngliche Bild verschoben und verändert, aber wie bei der Baubeschreibung bereits hervorgehoben wurde, handelte es sich hierbei ursprünglich um einen durchgehenden Kapellenraum. Mit anderen Worten: Auch dieser Bauteil des ersten Geschosses als einheitlicher Kapellenraum ist gegenüber der Idee des hochragenden Turmpaares unorganisch und voll innerem Widerspruch. Wir müssen auch hierbei die Nachwirkung einer vorausgegangenen karolingischen Anlage erblicken, eine Kapellenanlage, die über der Erdgeschoßhalle angebracht war und die beiderseits durch Treppentürme erreichbar war, — ein Baumotiv, das uns aus der karolingischen Epoche durchaus bekannt ist und das von Centula, Aachen und Corvey seinen Ausgang nahm und bei fast allen größeren Bauanlagen dieser Epoche Anwendung fand[1]. Gerade das scheinbar Rätselhafte an der Westbaugruppe von St. Castor, das Unharmonische und Unorganische ihrer Konzeption bringt einen bedeutsamen Hinweis für die Erkenntnis

[1] Dr. Hanns Szwarzewski machte den Verfasser im Jahre 1926 aufmerksam auf eine mittelalterliche Handschrift im Gräflich-Schönbornschen-Archiv in Pommersfelden, in der eine zeichnerische Darstellung von St. Castor wiedergegeben sei. Dem freundlichen Entgegenkommen des Archivdirektors Dr. Hans Fischer, Wiesentheid, ist es zu verdanken, daß hierzu genaueres berichtet werden kann:

Es handelt sich um eine biblia sacra (in 2 Bänden) aus dem 11. Jahrhundert, die auf Pergament mit farbigen Initialen und Abbildungen geschrieben und in Koblenz angefertigt wurde. Im ersten Band befindet sich auf der ersten Seite folgender Text:

ihrer Entstehung. Zwei Baugesinnungen haben hier miteinander gerungen: eine jüngere um 1100, die das neue Motiv der westlichen Doppeltürme verwenden wollte, und eine ältere, die karolingische, die sich auch im elften Jahrhundert in gewissem Sinne zu erhalten und durchzusetzen wußte. Jedenfalls dürfen wir mit weitgehender Sicherheit annehmen, daß am Westbau von St. Castor trotz aller späteren Ein- und Umbauten noch wesentliche und auch die Physiognomie und künstlerische Haltung der romanischen Anlage sehr beeinflussende Reste des karolingischen Baues erhalten sind.

Es ist bedauerlich, daß gerade an diesem Bauteil von St. Castor nicht das letzte Wort gesagt werden kann. Speziell für die rheinische Gruppe der karolingischen Bauten wäre es wichtig und wünschenswert, ein derartiges Paradigma des karolingischen Westbautypus nachweisen und klar herauslesen zu können. Vieles, das meiste muß

„Sub venerabili archiepiscopo Udone regnante Henrico quarto tradidit hunc librum Sto Castori Hongerus St. Petri qualiscumque Canonicus quem signis Obstulerit anathema sit."

Im 2. Band befindet sich auf Blattseite 16 am Ende der ersten Spalte eine Zeichnung, von der wohl anzunehmen ist, daß sie die damalige Castorkirche, also vor ihren einschneidenden Umbauten um die Wende des 11. Jahrhunderts darstellt. Das Bild gibt wieder eine basilikale Anlage, mit einem Portal auf der Längswand; nach Osten ist ein Querhaus eingezeichnet, das auf der Flügelseite zwei Fenster zeigt (entsprechend unseren Feststellungen im Abschnitt über die Baubeschreibung), die Dachanlage des Querhauses durchschneidet in gleicher Firsthöhe diejenige des Langhauses, das seinerseits nach Osten mit einer deutlich hervorgehobenen Giebelwand abschneidet. An die Giebelwand ist angesetzt die Hauptapsis; in der Ecke zwischen der Apsis und dem Querhausflügel dürfte eine Nebenapsis gezeichnet sein. Deutlich und überzeugend erkennbar ist dieselbe zwar nicht; — aber man fühlt, daß der Illustrator gerade an dieser Stelle bei dem Mangel perspektivischen Zeichnens und Sehens besondere Schwierigkeiten gehabt hat.

Danach hätten wir hier im Osten die Darstellung der karolingischen Anlage, wie wir sie bei unseren früheren Untersuchungen glaubten feststellen zu können: das Langhaus mit Querhausflügeln und ausklingend in drei Apsiden. Das Querhaus bzw. die Vierung ist äußerlich etwa durch einen Vierungsturm nicht ausgezeichnet und hervorgehoben. Das Langhausdach schließt ab mit der östlichen Giebelwand; es ist die wichtige Mauer, die bei unseren früheren Untersuchungen eine so bedeutsame Rolle spielte.

Komplizierter ist die zeichnerische Darstellung des Westwerkes: zwei Rundtürme sind deutlich hervorgehoben, allerdings will es scheinen, als habe das Untergeschoß einen quadratischen Grundriß, um dann zur Rundform übergeleitet zu werden. Die Rundtürme erheben sich in der Höhe über das Langhaus und ganz unabhängig von demselben hinaus. Zwischen den Türmen erscheint dann abschließend ein Westbau, aber als Apsis behandelt, und zwar höher als diejenige im Osten.

Wir stehen hiermit vor der Frage: Wenn diese Zeichnung den Bau der Castorkirche vor der Umgestaltung um 1100 darstellt, was durchaus im Bereiche des Möglichen ist, wie haben wir dann diese Apsidenzeichnung als Westwerkdarstellung zu erklären? Die östliche Bildwiedergabe paßt durchaus zu unseren Untersuchungen, ebenso auch die Darstellung der Rundtürme, in denen wir die karolingischen Treppentürme wieder zu erkennen hätten. Natürlich wäre das Beiwerk der quadratischen Unterbauten zu streichen und der zeichnerischen Phantasie des Illuminators zugute zu schreiben. Er muß seine besondere Freude an diesen Türmen gehabt haben, daß er sie in dieser Weise hervorhebt. Ist aber nicht auch die apsidenartige Zeichnung des Westwerks ebenfalls der Phantasie dieses Zeichners zuzuschreiben? — Oder sollte doch die karolingische Anlage im Westen einen Rundchor gehabt haben? — Aber wozu wären dann die Rundtürme nötig, wenn sie nicht als Treppenaufgänge

daher ungelöst bleiben. Wir wissen vor allem noch nichts über den Aufbau im Innern, den Aufbau im Äußern; von dem letzteren wissen wir nur, daß das Obergeschoß über der Eingangshalle eine Pilastergliederung besessen haben muß, und daß über den Pilastern die noch heute erhaltenen Kapitelle angebracht waren. Wir wissen ferner, daß die heutigen Treppentürmchen auf die ursprünglichen zurückgehen, und daß diese letzteren den Aufgang zu den Emporenräumen ergaben. Aber wie hoch sie waren, wissen wir nicht; wir wissen noch weniger, wie hoch das Westwerk zwischen den Treppentürmchen war; hatte es zwei Geschosse oder hatte es drei Geschosse? Mit Rücksicht auf die Pilasteraufteilung im ersten Obergeschoß, die mit den erhaltenen Kapitellen ausklang und die zweifellos in

---

für obere Geschoßräume zu gelten hätten? Außerdem haben wir wohl kein Beispiel aus dieser frühen Zeit mit einer derartigen Anlage im Westen, es sei denn, daß man an den Grundriß von St. Gallen denken möchte, der, als Idealplan entworfen, nie ausgeführt wurde.

Immerhin hat es sich der Verfasser angelegen sein lassen, daraufhin erneute Bohrungen vornehmen zu lassen, um hier tunlichst Klarheit zu schaffen. Eine vorausgegangene Untersuchung und Ausgrabung in der Ecke zwischen den Türmen und westlichen Abschlußwänden der Seitenschiffe hatte bereits ergeben, daß die Treppentürme auch im Fundament rund angelegt waren und daß andere Fundamentzüge hier nicht vorkamen. Also scheidet es aus, die Zeichnung mit dem quadratischen Unterbau der Türme für diesen Teil von St. Castor zu verwenden.

Die neuen Grabungen sollten nun feststellen, ob ursprünglich im Westen eine Apsis gewesen sei, entsprechend der Zeichnung des Pommersfelder Codex. Diese Ausgrabungen wurden noch durch den Umstand begünstigt, daß in den gleichen Monaten im rechten Flügel der Eingangshalle eine Kriegerehrung angelegt wurde, die einige bauliche Veränderungen mit sich brachte und es daher ermöglichte, manche wichtige Feststellungen vorzunehmen und zu ergänzen, z. B. ergab sich bei dieser Gelegenheit deutlichst, daß, wie bereits oben ausgeführt, die Pfeiler der Gurtbogen gegen die westliche Abschlußwand des Mittelschiffes unvermittelt angemauert waren, ebenso wie die Pfeiler gegenüber an der hochgehenden West-Turmmauer.

Museumsdirektor Günther, Koblenz, der in liebenswürdigster Weise sowohl die Ausgrabungen vor dem Westbau wie die Untersuchungen in der Vorhalle leitete, berichtet hierüber:

„Im November 1927 wurde zunächst innerhalb der Vorhalle im südlichen Abschnitt ein Graben in der Längsrichtung der Kirche gezogen. In 0,75 m unterhalb der Oberfläche des Plattenbelages stieß man auf einen von Westen nach Osten gerichteten Tuffsteinsarg mit Deckel, der ein Skelett enthielt, dessen Unterteil jedoch schon beschädigt bzw. zerstört war. Auf dem Oberschenkel des Skelettes befanden sich spärliche Reste eines schmalen schwarzbraunen Bandes, das mit Goldfäden durchwirkt war, aber keine sonstigen Beigaben im Grabe.

Die weitere Untersuchung im Graben und durch Abtasten des tieferliegenden Untergrundes durch Einschlagen einer $1^1/_2$ m langen Eisenstange ergab keine Spur des gesuchten Apsidenfundamentes an dieser Stelle, d. h. unter den heutigen Türmen und im Boden der Vorhalle.

Im Dezember wurde dann außerhalb der Vorhalle und radial zur Mitte des Haupteinganges ein 1,20 m breiter Graben gezogen. Obgleich derselbe bis über $1^1/_2$ m tief geführt wurde, ergab sich nicht der geringste Anhalt für das ehemalige Vorhandensein einer Westapside. Im Graben wurde nur ein früher schon geöffneter und entleerter Tuffsteinsarg und der Rest einer kleinen Grabaufmauerung bzw. Bruchsteinschutt gefunden.

Es kann also mit Bestimmtheit angenommen werden, daß auf der Westseite keine Apsis bestanden hat und daß die heutige Vorhalle in der ursprünglichen Komposition der alten karolingischen Anlage entspricht, über deren allerdings schwachem Mauerwerk später die Westtürme errichtet wurden, wobei notwendigerweise ganze

der Komposition der ganzen Westwand organisch mit dem Erdgeschoß zusammenklingen mußte, möchte man annehmen, daß es sich nur um eine zweigeschossige Westwerkanlage gehandelt habe. Wenn man dagegen die ungewöhnliche und sehr schwer anmutende Baumasse des Langhauskörpers ins Auge faßt, möchte man auch wieder geneigt sein anzunehmen, daß der karolingische Westbau dreigeschossig gewesen sei, um die Komposition der ganzen Kirche in eine ausgleichende Spannung zu bringen. Wieweit hierbei die Wirkung der Rundtürme und ihre Stellung zum Ganzen mit zu berücksichtigen ist, läßt sich ebenfalls nicht übersehen.

Teile neu aufgeführt werden mußten. Bemerkt sei hier noch, daß die westliche Abschlußwand des Mittelschiffes nicht im Verband steht mit den Pfeilern innerhalb der Vorhalle, ebensowenig wie die korrespondierenden Wandpfeiler an der Frontmauer der Vorhalle.

Als im August 1928 auf der Südseite der Vorhalle ein Altar als Kriegerehrung eingebaut wurde, zeigte sich hier in 0,75 m Abstand von der Westwand des Hauptschiffes eine etwa 2 m breite und 1,05 m tiefe Mauernische, die mit einem Halbkreisbogen wechselnd in roten und graugelben Sandsteinquadern von 18—20 cm Breite und 34—45 cm Höhe überwölbt war. Diese Nische ist eine ursprüngliche Anlage, die sich dem Mauerwerk der Außenwand und vor allem auch des Treppentürmchens anpaßt. Über den Zweck dieses Nischenbogens konnte nichts Bestimmtes ermittelt werden."

Diesen Ausführungen wäre noch beizufügen, daß auch insofern eine Apsis im Westen von St. Castor nicht in Frage kommt, weil wir doch nach anderen Feststellungen in der westlichen Abschlußwand des Langhauses und möglicherweise auch in den Westmauern der Turmanlage noch Reste der karolingischen Anlage zu erkennen haben. Wie sollte die Disposition des Westwerkes zu erklären sein, wenn zwischen Langhaus und der anzunehmenden Apsis eine Mauer mit drei Bogenöffnungen gestanden hätte?

Abschließend dürfen wir zu der Pommersfeldschen Zeichnung erklären, daß sie uns im großen und ganzen ein ungefähres Bild von St. Castor vor den Umbauten um 1100 zu geben vermag, daß aber der Zeichner zum Teil recht willkürlich und mit freiwaltender Phantasie seine Darstellung ausgeschmückt hat. Dies betrifft vor allem den Unterbau der Türme wie namentlich die Zeichnung der Westapsis. Eine solche hat hier nie gestanden. Die Lösung, die für das Westwerk von St. Castor in Frage kommt, ist die, daß wir ein Vorwerk anzunehmen haben mit seitlichen Treppentürmen, Eingangshalle und Emporengeschossen. Die Grundrißdisposition dürfte die gleiche in Tiefe und Länge wie heute gewesen sein.

IV. Zusammenstellung der Untersuchungsergebnisse und ihr Verhältnis zu den Quellennachrichten über den Hettischen Gründungsbau.

Wie bereits einleitend hervorgehoben wurde, hat der Bau von St. Castor in seiner Grundrißdisposition, in der äußeren Gruppenkomposition und namentlich in der Raumform des Inneren so starke Divergenzen, daß die Erklärung für all diese unausgeglichenen Erscheinungen nur darin zu suchen ist, daß hier baukünstlerische Vorgänge am Werke gewesen sind, die jahrhundertelang auseinanderlagen.

In unseren Untersuchungen gelang es uns darzulegen, daß wir drei Hauptepochen für das Zustandekommen dieser merkwürdigen Anlage anzusetzen haben. Wir erkannten, daß die staufische Zeit erhebliche Eingriffe in den vorangegangenen Baukörper vornahm: damals entstand das neue Chorhaus mit der prachtvollen Gruppe der Apsis und den Seitentürmen, damals wurde ferner das Langhaus einer grundlegenden Umwandlung unterzogen, indem die Seitenschiffe eingewölbt und die Langhausarkaden und Hochmauern neu aufgeführt wurden.

Aber ein entscheidender und wesentlicher Faktor der vorangegangenen Anlage blieb unangetastet: die Grundrißdisposition namentlich im Querhaus und in der Vierung. In dieser Unterordnung unter den künstlerischen Willen eines früheren Meisters ist der staufische Architekt zugleich gezwungen, Verzicht zu leisten auf die letzten Möglichkeiten einer eigenen zeitgemäßen Durchführung seines Programmes. Man kann es dem Schöpfer der Ostgruppe nachempfinden, daß er diesen Verzicht nur ungern auf sich genommen hat; denn ihm mußte es selbst einleuchten, daß seine An- und Umbauten für alle Zukunft in eine beunruhigende Spannung mit der Seele des alten früheren Baues geraten mußten.

Aber das entscheidende ist doch, daß der alte Bau in seiner Gesamtdisposition beherrschend bleibt und uns noch heute den Einblick gewährt in das künstlerische Wollen der vorangegangenen Epochen.

Wir wissen, daß außer dem Gründungsbau von 836 noch eine wichtige und einschneidende Bauvornahme um die Wende des 11. Jahrhunderts anzusetzen ist. Damals erfolgte vor allem der Aufbau des heutigen Westbaues mit dem hochragenden Turmpaar, mit dem Emporengeschoß. Es will scheinen, daß damals auch der übrige Baukörper der Kirche in den Bauvorgang miteinbezogen wurde. Genaueres hierzu zu sagen, ist uns heute noch nicht möglich. Und doch wäre es von entscheidender Wichtigkeit zu wissen, ob wir die Hochmauern der Querhausflügel sowie die Vierungspfeiler dieser Bauepoche zuzuschreiben hätten. Denn es bedeutet doch ein großes Wagnis, leichthin erklären zu wollen, diese Bauteile gehörten noch zum Gründungsbau von 836.

Was aber ohne Zweifel auf die Hettische Gründungszeit zurückzuführen ist, ist die Grundrißdisposition der ganzen Kirche. Wenn wir hierbei auf die vormalige Anlage der drei östlichen Apsiden hinweisen, wenn wir ferner hervorheben, daß dieser Grundriß keine eigentliche Vierung hat, daß auch die Gestaltung der Querhausflügel, deren Außenmauern mit denen der Seitenschiffe durchgehen, noch nicht im Sinne des später entwickelten romanischen Grundrißschemas behandelt ist, so haben wir damit eine Reihe wichtigster Gesichtspunkte, die der karolingischen Basilikaform entsprechen. Es ist noch das typische T-Schema, das erst im Anschluß an den St. Gallener Grundriß zur Kreuzform umgewandelt wurde.

Wir haben ferner Gelegenheit gehabt, zu sehen, welche Rolle der Hettische Gründungsbau am Westwerk spielt, wieviel von diesem noch als karolingisch anzusprechen ist.

Wie gesagt, von den großen Neuerungen, wie sie der Plan von St. Gallen erkennen läßt, kann bei der Konzeption des Grundrisses von St. Castor noch nicht die Rede sein. Vor allem fehlt hier die Vierung, von der aus organisch die übrigen Raumkörper: Querhaus, Langhaus, Chor und Seitenschiffe, ihre Gliederung und Ausgangseinheit erhalten. Dieses Verfahren war dem Meister von St. Castor noch unbekannt; für seinen Bau ist noch das Langhaus der vorherrschende Raumkörper, — die Ostanlage ist demgegenüber nur angesetzt. Ebenso kommen die Flügelbauten des Querhauses nicht recht zur Eigengeltung, wohl sind sie ausgezeichnet durch eigene Apsiden, — wohl treten sie auch äußerlich deutlich in Erscheinung, aber durch die innere Einbeziehung in die ungewöhnlich breite Vierung wird ihr Eigenraum förmlich aufgesogen.

Wie verhalten sich zu diesen Feststellungen und Darlegungen die Schriftquellen und Nachrichten über den Gründungsbau?

Auf eine ausführliche Darlegung und Heranziehung der schriftlichen Überlieferung kann im Rahmen dieser Arbeit wohl verzichtet werden, da A. Richter[1] und F. Michel[2] hierzu das Wesentliche gesagt und zusammengestellt haben.

Im Rahmen dieser Untersuchung kommt es mehr darauf an, die auf stilistischem Wege gewonnenen Resultate mit den feststehenden Baudaten in Verbindung zu bringen.

Über den Hettischen Gründungsbau berichten zwei Quellen:

---

[1] Dr. A. Richter, St. Castor zu Koblenz als Münster, Stift und Pfarrkirche, Koblenz 1868.

[2] Dr. Fr. Michel, Welches war die älteste Koblenzer Pfarrkirche? Zeitschrift für Heimatkunde von Koblenz und Umgebung. 1920, Heft 1. — Dr. Fritz Michel, Beiträge zur Baugeschichte von Kirche und Stift St. Castor in Koblenz. Zeitschrift für Heimatkunde der Regierungsbezirke Koblenz und Trier. 1921, Heft 15/16, S. 84—91. I. Die Baugeschichte der Kirche auf Grund des vorhandenen Urkundenmaterials.

Erstens der Chorbischof Thegan von Trier in der Vita Ludovici imperatoris[1]. Ich zitiere zunächst die in Frage kommende Stelle:

„EODEM ANNO HETTI BEATUS TREVIRENSIS ARCHIEPISCOPUS, DIVINO PASSU INSTINCTUS, ADPORTAVIT CORPUS SANCTI CASTORIS DE LOCO, IN QUO ANTEA REQUISCEBAT, QUI VOCABATUR CARADONA. AD LOCUM QUI VOCATUR CONFLUENTES, UBI MOSELLA IN RHENUM INTRAT, AD MONASTERIUM QUOD IPSE SUPRADICTUS ARCHIEPISCOPUS A FUNDAMENTO CONSTRUXERAT, SICUT EI IN VISU PRAECEPIT SANCTUS MATERNUS, QUI ERAT TERCIUS TREVERENSIS ARCHIEPISCOPUS. ET IN FESTIVITATE SANCTI MARTINI VENIT SANCTUM CORPUS AD CONFLUENTES CUM MAGNO HONORE, ET IN ORASTINUM DIE DOMINICO CONSECRAVIT SUPRADICTUS PONTIFEX ILLAM ECCLESIAM IN HONORE SANCTI CASTORIS ET OMNIUM SANCTORUM CONFESSORUM. ET POST CONSECRATIONEM, QUOD EST KAL. DECEMBR. DIE DOMINICO VENIT DOMNUS IMPERATOR CUM CONJUGE ET LIBERIS ET POST MISSARUM SOLLEMNIA OBTULIT IBI MAXIMA DONA IN AURO ET ARGENTO, ET MANSIT IBI DUOS DIES ET TOTIDEM NOCTES, ET' HONORAVIT EUM SUPRADICTUS PONTIFEX CUM CONJUGE ET LIBERTIS ET OMNI CUM FAMILIA SUA DONIS INNUMERIS. DOMNUS IMPERATOR REDIIT AQUIS AD SEDEM SUAM, ET IBI TOTAM HIEMEM PERMANSIT."

Aus dem Angeführten ergibt sich zunächst, daß Erzbischof Hetti von Trier der Erbauer der Castorkirche war: Am Tag des hl. Martinus (11. November) 836 wurde der Leichnam des hl. Castor feierlich von Carden nach Koblenz überführt; am folgenden Tag weihte der Erzbischof Hetti von Trier das neue ‚monasterium', das er auf Geheiß des hl. Maternus von Grund aus erbaut hatte. Nach der Kirchweihe wurde der Leichnam in der Kirche beigesetzt. Der Besuch des Kaisers brachte die finanzielle Unterstützung der Neugründung[2].

Die zweite Quelle ist knapper[3]. Wichtig ist die Bemerkung, daß die neue Kirche lapidibus quadratis erbaut sei. Gerade diese Nachricht dürfte für die ganze Betrachtung des St.-Castor-Problemes von 836 von besonderer Bedeutung sein. Eine derartige Hervorhebung der zeitgenössischen Berichterstattung besagt vor allem, daß dieser Bau sich besonders hervorhob durch die sorgfältige Bauart und den monumentalen Charakter der Anlage.

Einhard schenkte dem ihm befreundeten Erzbischof Hetti Reliquien „ad dedicationem nove basilicae"[4]. Wenn auch bei dieser Stelle ein bestimmter Hinweis auf St. Castor fehlt, so ist doch an-

[1] Monumenta Germ. S. S. II, S. 603.

[2] Die von Michel zitierte Stelle (a. a. O. S. 85) aus dem Memorienbuch des Stiftes (2. Heft, 15. Jahrhundert) nennt Ludwig „fundator". Danach müssen die Geschenke des Kaisers beträchtlich gewesen sein. Es ist aber nicht möglich daraus zu schließen, daß der Kaiser die Baukosten bezahlt hätte. Besonders wenn man überlegt, daß die spätere Zeit ein Interesse daran hatte, einen Kaiser als Stifter nennen zu dürfen, und deshalb mit Euphemismen nicht sparte.

[3] Gesta Treverovum, ed Wyttenbach I, S. 81.

[4] Mon. Carol. ed. Jaffe, 1867, S. 458.

zunehmen, daß es sich um diese Kirche handelt. Es ist nicht bekannt, daß Erzbischof Hetti in diesem Jahre eine zweite Kirche von solcher Bedeutung errichtet hat. Wir erkannten aus der Teilnahme Kaiser Ludwigs an den Einweihungsfeierlichkeiten, daß es sich hier um ein bedeutsames Ereignis gehandelt hat. Nichts liegt daher näher, als daß Einhard dem Freunde zu dem vollendeten Werke seine Wünsche und als besonderen Ausdruck seiner Teilnahme und Mitfreude die erwähnten Reliquien zugesandt hat.

Jedenfalls steht fest: 836 ist der Hettische Gründungsbau vollendet. Es ist nicht anzunehmen, daß es sich um eine teilweise Fertigstellung handelt, sonst hätte der Kaiser schwerlich die Kirche mitsamt seinem Gefolge besucht, — abgesehen davon, daß die obenangeführte Quelle ausdrücklich von der Fertigstellung spricht. Außerdem ist von einem weiteren Weihedatum aus dieser Epoche eine Überlieferung erhalten. Da Hetti von 814 an Erzbischof von Trier ist, so ergibt sich als äußerste Bauzeit 814—836.

Wenn auch über die Kirche und ihre bauliche Anlage keinerlei Mitteilungen vorliegen, so ist doch der Umstand höchst wichtig, daß in dem Bericht über die Regierungsereignisse unter Kaiser Ludwig St. Castor und die Einweihung der Kirche eine solch ausgedehnte Würdigung finden. Zum wenigsten ist daraus zu schließen, daß dieser Neubau ein hohes Ansehen genoß und daß er von hoher Bedeutung gewesen sein muß.

Für diese Bedeutung und das hohe Ansehen des Hettischen Baues von St. Castor spricht außerdem noch die Tatsache, daß in der Folgezeit mehrere wichtige kirchen- und staatspolitische Zusammenkünfte und Versammlungen in St. Castor stattgefunden haben[1]:

Lothar und Ludwig brechen am 18. März 842 gegen ihren Bruder Karl zum Kampfe auf, nachdem sie in St. Castor der Messe beigewohnt haben.

Im Oktober 842 findet in St. Castor die Zusammenkunft der Gesandten und Beauftragten Lothars, Ludwigs und Karls zur Beilegung des Bruderzwistes statt.

Der Friedensvertrag von 860 wird in St. Castor feierlichst verkündet.

922 findet in Koblenz eine wichtige Synode der deutschen Bischöfe statt; wenn auch St. Castor nicht im besonderen genannt ist, so ist doch anzunehmen, daß es sich bei dem Tagungsort um das Stift und die Kirche von St. Castor handelt, da um diese Zeit keine andere größere Kirche in Koblenz nachweisbar ist.

Von einer Zerstörung der Kirche durch die Normanneneinfälle ist uns nichts überliefert. Die in der bisherigen Literatur angeführten Hinweise auf eine damalige Brandschatzung von St. Castor beruhen auf Vermutungen und dürften kaum stichhaltig sein. Ebensowenig sind wir bis zum Ausgang des 11. Jahrhunderts über die weiteren Schicksale der Kirche benachrichtigt.

[1] Die Belege hierfür bei Richter und Michel a. a. O.

Die vorhin angeführten größeren Versammlungen weltlicher und kirchlicher Fürsten lassen darauf schließen, daß mit der Kirche auch die Stiftsgebäude errichtet gewesen sein müssen. Über dieselben besitzen wir vorerst nur ganz vage Nachrichten und Anhaltspunkte. Aber auch hier wird es nötig sein, daß der Spaten zur näheren Untersuchung angesetzt wird. Vor allem will mir scheinen, daß die karolingische Westwerkanlage der Stiftskirche mit einem vorgelagerten Hof in Verbindung gestanden haben dürfte. Hoffentlich wird es sich ermöglichen, diese Untersuchung demnächst auch durchzuführen: erst dann werden wir in der Lage sein, uns ein geschlossenes Bild der gesamten Baugruppe, namentlich der Westwerk-Gestaltung und ihrer monumentalen Wirkung zu machen.

V. Schluß.

Der Ring unserer Betrachtungen und Untersuchungen, beginnend mit dem Westbau von St. Castor, hatte sich im vorigen Kapitel am Westwerk wieder geschlossen. Eine Reihe wichtiger Feststellungen und Folgerungen konnte erzielt werden. aber es gelang nicht, Endgültiges und Definitives über den Hettischen Gründungsbau zu sagen. Vor allem wird der Versuch einer Rekonstruktion der Gründungsanlage höchst problematisch bleiben, nicht zuletzt auch deswegen, weil bislang in dieses ganze, vielleicht allerwichtigste Kapitel frühmittelalterlicher Baugeschichte noch verhältnismäßig wenig Licht und Klarheit von der Kunstforschung gebracht wurde.

Unser heutiger Aspekt der karolingischen Architektur entbehrt — allgemein betrachtet — zu sehr des inneren, kontinuierlichen Zusammenhanges. Einmal sind wir allzuleicht zu der Voraussetzung bereit, daß das künstlerische Schaffen und Wollen dieser Epoche, namentlich im Monumentalbau, mit einem Nichts begonnen habe, mit anderen Worten, daß wir mit den Jahrzehnten der karolingischen Ära im ersten Anbeginn deutschen mittelalterlichen Kunstschaffens stehen.

Und zum Zweiten übersehen wir gar zu wenig die Fülle und den Reichtum all der großen Bauschöpfungen, die die damaligen Jahrzehnte errichteten. Die Folgejahrhunderte haben vieles, das allermeiste, wieder vernichtet und untergehen lassen. Nur literarisch sind wir einigermaßen in der Lage aufzuzählen, was damals an Kirchen, Abteien und kaiserlichen Pfalzen erbaut wurde. Es fehlt uns noch die wirkliche Anschauung; hier wird nur der Spaten Klarheit bringen können; aber wir schulden es unserer deutschen Kultur- und Kunstgeschichte, daß dieses dunkle Jahrhundert aufgehellt wird. Erst dann werden wir erkennen, daß und welche blutstarken eigenen, heimisch-germanischen Kräfte am Werke waren, daß namentlich auch hier im Rheingebiet außerordentlich starke und belebende Fäden und Verbindungen zur römisch-antiken Kunstanschauung erhalten geblieben waren. Es bedurfte nur der großen Führernatur Kaiser Karls des Großen, um in wenigen Jahrzehnten die scheinbar schlummernden künstlerischen Kräfte zur Entfaltung und Auswirkung zu bringen: allenthalben regen und erheben sich die Führerköpfe, und es ist wie ein Sturm heiliger und freudigster Begeisterung, der damals durch die deutschen Lande von Süden nach Norden, von Westen nach Osten dringt und allenthalben geistige und künstlerische Kräfte mitschwingen läßt. Gewiß überragen einzelne Köpfe ihre Zeit um ein weites, — ich denke hierbei besonders an den feinsinnigen und so vielseitig begabten kaiserlichen Berater Einhard, — und es wäre unrecht, ihnen ihre Führerrolle absprechen zu wollen, — aber das wirklich Entscheidende, der Wille und die Bereitschaft der ganzen germanischen Nation, darf auch nicht übersehen werden.

Gewiß ist das Bauwerk der Aachener Palastkapelle sowohl in seiner künstlerischen Gesinnung wie auch in seiner monumentalen Haltung der stärkste Ausdruck des geistigen und künstlerischen Wollens Kaiser Karls des Großen und seiner Umgebung. Aber dieser Zentralbau mußte in seiner Besonderheit ein Einzelfall bleiben, und es bedurfte vier Jahrhunderte, bis der raumschöpferische Wille einer Hohenstaufenzeit dieses Thema wieder aufgriff und es einer letzten und höchsten Vollendung zuführen konnte.

Das große bauschöpferische Gebiet, auf dem in den karolingischen Jahrzehnten die künstlerischen Kräfte wirklich zur Entfaltung gelangten, und auf dem sich sehr bald ein bewußt deutscher Grundton durchringt, ist der Basilikabau. Er ist der Kanon des Sakralbaues durch jahrhundertalte Tradition als solcher geworden. Der Typus der christlichen Basilika wird für das ganze deutsche Mittelalter das große Thema, das die Köpfe der Architekten belebt und sie zu immer neuen Ideen, Variationen und Ausgestaltungen anregt. Wir haben kein zweites Kapitel in der deutschen Kunstgeschichte, das uns die tiefe und ewig lebendige baukünstlerische Begabung des Deutschen so deutlich vor Augen führt wie der Basilikabau.

Fast kann man sagen, daß es speziell unseren deutschen mittelalterlichen Architekten gelungen ist, aus dem an sich einfachen und anspruchslosen Thema des Basilikabaues letzte und allerletzte Möglichkeiten herauszuholen. Und vor allem deswegen, weil der deutsche Geist es verstand, diesen Bautypus ins Monumentale zu steigern. Das ist der Grundton des mittelalterlichen Kirchenbaues: die monumentale Gesinnung; sie bringt die großen Bauschöpfungen zustande; sie überwindet alle Schwierigkeiten und technischen Hemmungen, sie treibt und spornt zu immer neuen Ideen und Lösungen an.

Darin liegt die letzte und eigentliche Bedeutung der karolingischen Epoche für unsere mittelalterliche Baugeschichte, daß damals die große Entfaltung dieses künstlerischen Wollens einer Nation begann und mit ganzer Kraft und Energie einsetzte. Es ist tief zu bedauern, daß die allermeisten der damals entstandenen Bauten uns verlorengingen. Um so mehr müssen wir versuchen, in das Bild der damaligen Entwicklung Licht und Erkenntnis hineinzubringen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet der Verfasser auch diesen vorliegenden bescheidenen Versuch der Klärung des St.-Castor-Problems und der Eruierung der karolingischen Hettischen Gründung als berechtigt. Vielleicht bringen die wenigen zuverlässigen Feststellungen Ergänzungsmaterial für breite und synthetischer angelegte Arbeiten über das ganze Gebiet der karolingischen Baukunst. Vielleicht bringen analoge und ähnliche Funde und Untersuchungsergebnisse an anderen karolingischen Bauten auch für St. Castor neues Material. Jedenfalls ist es der heißeste Wunsch des Verfassers, das Kapitel St. Castor in Koblenz recht bald und umfassend abschließen zu können.

Lebenslauf.

Ich, Joseph Busley, kathol. Konfession, wurde geboren am 5. April 1888 in Burglahr, Kr. Altenkirchen, als Sohn des verstorbenen Steinbruchbesitzers und späteren Betriebsleiters Georg Busley und seiner Ehefrau Katharina geb. Hoffmann. Meine Gymnasialstudien schloß ich mit der Reifeprüfung Ostern 1909 ab am Kaiserin-Augusta-Gymnasium in Koblenz. Alsdann besuchte ich die Universitäten Bonn, Freiburg, Greifswald, Florenz, Rom und Bonn. Dem Studium der Kunstgeschichte widmete ich mich seit dem S.-S. 1910. Meine Lehrer waren u. a. die Herren Prof. Vöge, Prof. Pernice, Prof. Semrau, Prof. Loeschcke, Prof. Winter, Prof. Firmenich-Richartz. Zu außerordentlichem Danke bin ich an dieser Stelle meinem verehrten langjährigen Lehrer Herrn Geheimrat Prof. Dr. Clemen verpflichtet. Er hat sich meiner in besonderem Maße angenommen und mir namentlich beim Zustandekommen der vorliegenden Arbeit zur Seite gestanden. Infolge des Krieges, an dem ich als Kriegsfreiwilliger und später als Frontoffizier von 1914—1919 teilnahm, war ich gezwungen, meine Studien zu unterbrechen. Meine bereits 1914 vorbereitete erste Dissertation ging mir mit dem gesamten Material während des Rückzuges verloren, so daß ich 1919 an die Ausarbeitung einer neuen, dieser vorliegenden Arbeit herantreten mußte.

Lithomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros. Inc.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122954339